



Wilhelm I. von Oranien,
Gemahl von Charlotte von Bourbon.

Wunderbare Wege

und

Führungen Gottes.

Alte und neue Geschichten aus dem Leben.

IV.

Herausgegeben
von Dr. Emil Dönges, Darmstadt.

Verlag: Geschwister Dönges,
Dillenburg.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei A. Richter, Dillenburg.

Vorwort.

Mit Ausnahme von den beiden Erzählungen: „Elias Rabe in China“ und: „Im Schirme des Höchsten“ auf Seite 120—126 unseres Büchleins, handeln diesmal alle Geschichten von Führungen Gottes mit einzelnen Seelen, um sie zur Erkenntnis des Heils zu führen. Es ist uns, wie wir wissen, nur ein Name unter dem Himmel gegeben worden, darin wir Heil und Rettung finden, der kostbare Name Jesus, aber Gottes Wege und Führungen zu Ihm sind mannigfach und wunderbar. Wer auf sie achtet, hat eitel Lust daran!

Die vier ersten und längeren Erzählungen handeln von dem Wirken Gottes in katholischen Ländern und Herzen, bei denen Gottes Macht um der Überlieferungen der Menschen willen, unter denen diese seufzen, sich besonders erweisen muß, wenn das lautere Evangelium oder die Gnade und Wahrheit, die uns Jesus Christus gebracht hat (Joh. 1,17), die Herzen erreichen und beglücken soll. Die beiden ersten Geschichten und die vierte stammen aus der Reformationszeit, die dritte: „Das Dorf in den Bergen“, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, als sich die Regungen des Geistes Gottes hier und da kräftig bemerkbar machten, und die Bibel durch die, um jene Zeit gegründeten verschiedenen Bibelgesellschaften eine gesegnete, wunderbare Verbreitung fand, auch in katholischen Ländern.

Darauf folgt an fünfter Stelle, von Seite 72—126, eine Reihe von Erzählungen aus China.

In diesem Jahre, 1907, ist ein Jahrhundert der Missionsarbeit in China abgelaufen, sodaß es nahe lag, gerade aus dem Werke Gottes in diesem mächtigen und finsternen Reiche eine größere Anzahl von Erzählungen zu bringen. Im Jahre 1807, am 7. September, betrat Robert Marison als erster Bote des Evangeliums in China, Canton, eine Stadt von

anderthalb Millionen Menschen. In dem für sich abgeschlossenen Volke von 3—400 Millionen Einwohnern, die voll Stolz und Feindschaft auf die Ausländer herabblickten, war damals kein anderer neben ihm, der das Heil Gottes in Jesu Christo verkündigte.

Wie anders ist es heute dort, nach hundert Jahren! Was hat Gott Großes in dieser Zeit in dem „Reich der Mitte“ getan! Damals völlig verschlossen, ist es heute für das Evangelium geöffnet von einem Ende bis zum anderen! Damals war kein zu Christo bekehrter Chinese da, soweit man weiß, heute gibt es etwa 150 000 Chinesen, die sich zum Heiland bekennen. Damals war ein Arbeiter Christi dort, heute nahezu 4000 Boten des Herrn aus 78 verschiedenen Missionsgesellschaften, und es gibt viele Eingeborene, die ihren Landsleuten Christum verkündigen. Vor hundert Jahren war kein Teil der Bibel in chinesischer Sprache gedruckt, heute werden alljährlich etwa eine Million Bibeln und Schriften in China in der Sprache des Landes verkauft. Teurer Leser, sind das nicht wunderbare Wege und Führungen Gottes? —

Mögen denn die Erzählungen in den Herzen der gläubigen Leser noch größere Teilnahme für das Werk Gottes in China erwecken! Und mögen auch die folgenden Erzählungen von Bekehrungen einzelner Juden mehr Interesse wachrufen für das Heil der unter uns wohnenden zerstreuten Schafe aus dem Hause Israel! Wie kalt und ungläubig in Bezug auf die Möglichkeit der Rettung ihrer Seelen gehen die meisten Christen an allen Juden vorüber. —

Der Herr der Ernte aber, dessen Name und Tun „wunderbar“ ist, segne uns alle mit viel Liebe und Treue in Seinem Wege und Dienste, bis Er kommt.

Darmstadt, 1. Dezember 1907.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Nr.		Seite
1.	Charlotte von Bourbon	9
2.	Der Traum eines Mönchs	18
3.	Das Dorf in den Bergen	40
4.	Franziscus Mardus	64
5.	Wie einige heilsuchende Seelen im Lande Sinim Frieden fanden.	72
	1. Frau Dzui, eine chinesische Lybia	72
	2. Die Befehrung Yu's	76
	3. Wie ein Rechtsgelehrter zum Heiland kam	81
	4. Wie Ch'ü den Heiland fand	103
	5. Sok-tais Befehrung	107
	6. Wie der Gelehrte Ming Sien-seng in das Reich Gottes einging	112
	7. Die Macht der Gnade	115
	8. Endlich erhört.	117
	9. Wie ein Chinese Rettung fand	119
	10. Elias Kabe in China	120
	11. Im Schirme des Höchsten	124
6.	Zwei Glaubensheldinnen aus dem Heidentum	126
	1. Kapiolani aus Hawaii	126
	2. Eine indische Priesterin	131
7.	Wie ein Mekka-Pilger Frieden fand	135
8.	Wie ein jüdischer Arzt zum Heiland kam	138
9.	Wie ein jüdischer Rechtsgelehrter Christum fand	142
10.	Sternen- und Sonnenlicht	143

Charlotte von Bourbon.

In Fouarre, einer kleinen Stadt der französischen Normandie, finden sich noch heute ruinenhafte Ueberreste eines alten katholischen Nonnenklosters. Die Geschichte einer Abtissin dieses Klosters sei hier erzählt.

Charlotte war die jüngste Tochter des französischen Prinzen Louis von Bourbon, Herzogs von Montpensier, und seiner Gemahlin Jacqueline. Der Herzog war streng katholisch, die Herzogin jedoch eine geheime Anhängerin der Reformation, und, was mehr sagen will, eine wahre Jüngerin des Herrn Jesu. Obwohl sie leider nicht Mut genug hatte, ihren Glauben öffentlich zu bekennen, so war es doch ihr sehnlicher Wunsch und ihr Bemühen, ihre Kinder frühe mit dem Worte Gottes und dem darin geoffenbarten ewigen Heile bekannt zu machen. Aus verschiedenen Gründen, besonders aber um der Außenwelt einen neuen Beweis seiner gut katholischen Gesinnung zu geben und gewiß auch, um die jüngste Tochter bald dem Einfluß ihrer Mutter zu entziehen, bestimmte der Vater die kleine Charlotte frühzeitig für das Kloster.

Als einer bourbonischen Prinzessin war ihr die Abtissinnenwürde einst gewiß und mit derselben, was dem Vater auch nicht unwichtig war, ein reiches Einkommen und eine Art von Hofstaat. Schon mit 14 Jahren sollte Charlotte das Elternhaus verlassen und für immer hinter die düsteren Klostermauern gebracht werden. Welch tiefes Weh bei diesem Gedanken das Herz der Mutter erfüllte, können wir uns denken; doch fehlte es ihr dem harten Gemahl gegenüber an Kraft und Einfluß, um an dessen Beschluß etwas ändern zu können. Der Herzog war viel zu gefühllos, als daß

die flehentlichen Bitten und Tränen seiner Frau ihn irgendwie in seinem Entschlusse wankend gemacht hätten. Der Herzogin blieb daher nichts weiter übrig, als ihre Klagen im Gebet vor Gott auszuschütten, und die kurze Zeit, so lange sie das Töchterlein noch bei sich hatte, zu benutzen, um in der Stille viel mit ihm Gottes Wort zu lesen und zu beten. Hieran hinderte ihr Gemahl sie nicht.

Es scheint nicht, daß Charlotte damals schon zu lebendigem Glauben und damit zur Wiedergeburt hindurchgedrungen war; aber doch ließen die Unterweisungen und Tränen und Gebete ihrer guten Mutter tiefe Eindrücke in ihrem kindlichen Gemüt zurück. Der schreckliche Tag der Trennung nahte. Halb ohnmächtig wurde Charlotte den Armen ihrer weinenden Mutter entrissen, um dieselbe nie wiederzusehen. Noch im elterlichen Hause mußte das arme Kind die düstere Nonnenkleidung anlegen, als Gürtel einen rauhen Strick umbinden und den „Rosenkranz“ in die Hand nehmen.

Alles, was Charlotte bisher besessen und geliebt, mußte sie nun zurücklassen; nichts von den kleinen Schätzen und Andenken der Kinderjahre durfte sie mitnehmen. Eines aber ließ Gott gelingen: die Bibel, aus welcher die teure Mutter so oft mit Charlotte gelesen, aus der sie so frühe unterwiesen worden, diesen wahren, ewigen Schatz konnte sie unbemerkt unter ihren weiten Gewändern verstecken und auf diese Weise in die einsame Klosterzelle mitnehmen. Auch dort gelang es ihr durch Gottes gütige Vorsehung, das teure Buch verborgen zu halten, obwohl sie fast fortwährend strenger Beobachtung ausgesetzt war. Zunächst war ihr Loos ein auch äußerlich hartes: sie mußte nachts auf der Diele schlafen, nur notdürftig vor Kälte geschützt, und sie litt Mangel und Entbehrungen aller Art, denn das gehört zu den religiösen Übungen der Nonnen.

So verstrichen die ersten Jahre im Kloster Jouarre öde und eintönig. Allmählich aber söhnte Charlotte sich mit ihrem traurigen Lose aus; ja, nicht nur das: von

falscher Belehrung und verkehrtem Beispiel umgeben, begann sie sogar zu glauben, daß ihre Bußübungen und ihre Selbstkasteiung, sowie ihre gänzliche Weltabgeschiedenheit sie Gott wohlgefällig machten und ihr eine sichere Aussicht auf den Himmel und die Seligkeit gewährten. So hatte nach einiger Zeit der erste Schmerz einer gewissen Selbstbefriedigung Platz gemacht. Charlotte gedachte kaum mehr der Tränen und der Belehrungen ihrer gläubigen Mutter; selbst als sie die Nachricht von deren Tod erhielt, war ihr Schmerz kein besonders tiefer. Die Bibel, welche sie zuerst als einen so großen Schatz betrachtet hatte, und welche sie anfangs so gern und so oft in den einsamen Stunden der Nacht hervorgeholt hatte, um bei dem schwachen Schein eines Öllämpchens aus ihren geweihten Blättern reichen Trost und Ersatz für alle Entbehrungen und Leiden zu schöpfen — ach! sie ruhte jetzt seit längerer Zeit unbeachtet in ihrem Versteck.

Mittlerweile hatte Charlotte ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht und nahm nun voll und ganz die Würde und Stellung und Befugnis einer Abtissin des Klosters ein. Mochte sie indessen die Gebete und Belehrungen ihrer Mutter fast vergessen haben, Gott gedachte derselben. Der Augenblick sollte kommen, wo das Seufzen der nun schon seit einigen Jahren heimgegangenen Herzogin für die geliebte Tochter von Gott beantwortet wurde. Auf geheime, uns unbekannte Weise, gelangten einige reformatorische Schriften in das Kloster und zwar direkt in Charlottens Hand. Sie las diese, ihr völlig unbekanntes Bücher und nahm zu ihrer Verwunderung wahr, daß die darin enthaltenen Lehren genau das waren, was die treue Mutter ihr in den Kinderjahren eingeprägt. Fast vergessene Bilder stiegen wieder vor ihrer Seele auf. Ach, es war ihr, als sähe sie sich wieder in das abgelegene Zimmer des elterlichen Schlosses versetzt, wo die Mutter ihr so oft aus dem Worte Gottes vorgelesen und ihr den Weg des Heils erklärt hatte. Die freie, unbedingte Gnade Gottes, die Rechtfertigung vor Gott durch den einfachen Glauben an Jesum

Christum, die Wertlosigkeit eigener Bemühungen und die Unzulänglichkeit der eigenen Gerechtigkeit vor Gott, die volle Gewißheit der Vergebung der Sünden auf Grund von Jesu Christi Erlösungstod — alle diese herrlichen Wahrheiten, die sie so oft aus ihrer Mutter Mund vernommen, fand sie hier in diesen Schriften wieder. Es war ihr, als vernähme sie von neuem der Mutter Ermahnungen und Belehrungen, Gebete und Seufzen; alles das kehrte in ihr Gedächtnis zurück mit einer Frische, als sei es erst gestern gewesen. Ach, und wie weit war sie von Gott abgeirrt! Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie ihre Sünden als eine drückende Last — ja, sie erkannte, daß all ihre eigenen Bemühungen, Gott wohlzugefallen, nur dazu gedient hatten, die Scheidewand zwischen ihr und Gott zu vergrößern. Von Gottes Wort und Geist überzeugt, warf Charlotte ihr Vertrauen auf ihre eigene vermeintliche Frömmigkeit und Gerechtigkeit von sich, erkannte sie als ein unflätiges Kleid vor Gott und nahm als heilsverlangende, wahrhaft gebeugte Sünderin ihre Zuflucht voll und ganz zu Jesu Christo und ergriff im Glauben das freie, volle und ewige Heil, das Gott in Jesu Christo für alle Verlorenen bereitet hat.

Diese tiefen Seelenübungen machte die junge Abtissin in stillen Nachtstunden durch. Niemand außer Gott vernahm es, als zum ersten Mal ein wahres Bekenntnis ihrer Sünden und ihres Glends über ihre Lippen kam; niemand sah es, wie heilshungrig sie die kostbaren, ewig gültigen Worte der Heiligen Schrift in sich aufnahm, wie beglückend die in den reformatorischen Schriften entfalteten Wahrheiten von der Rechtfertigung des Sünders aus freier Gnade und ohne Gesetzeswerke auf sie einwirkten! Ja, ein Friede, wie sie ihn nie gekannt, nie geahnt, kehrte in ihre bis dahin so müde, gebeugte Seele ein. Sie wußte nun, daß alle ihre Sünden durch das kostbare Blut Jesu, des Sohnes Gottes, getilgt waren, und daß ihr nichts mehr zu tun übrig geblieben war, als Ihm zu danken, der am Kreuze die ganze Strafe, den ganzen Fluch, den sie verdient,

getragen hatte. Welch' eine Umwandlung war mit der jungen Abtissin geschehen! Wahrlich, sie konnte nicht verborgen bleiben; das neu empfangene Heil und Glück war zu groß.

Unter den jungen Nonnen waren manche, die keine wahre Befriedigung in der Erfüllung der toten, religiösen Formen fanden, das wußte Charlotte gut, und so machte sie eine oder die andere bekannt mit dem großen Glück, das ihr widerfahren; bald sammelte sich ein kleiner Kreis junger Nonnen um sie, denen sie täglich einen Abschnitt aus ihrer Bibel vorlas. Ja, sie wagte es sogar hier und da, aus den ihr so wunderbar zugekommenen reformatorischen Schriften ihren begierigen Zuhörerinnen etwas mitzuteilen. Ach, das Evangelium von Gottes freier, in Jesu Christo dargebotenen Gnade war diesen Seelen wirklich eine neue himmlische Botschaft. Doch nicht alle Bewohnerinnen des Klosters nahmen die mit Charlotte vorgegangene Umwandlung so arglos wahr. Die meisten der älteren Nonnen sahen die neue Richtung und Handlungsweise der jungen Abtissin als eine gefährliche Neigung zur „Ketzerei“ an. Sie hielten es für nötig, sie zu warnen. Als aber alle ihre Ermahnungen und Warnungen sich als vergeblich erwiesen, benachrichtigten sie heimlich den französischen Hof davon, daß die Prinzessin „ketzerrische“ Bücher lese und auch andere Nonnen in die neue Lehre einführe. Hätte es sich nicht um eine Prinzessin von königlichem Geblüt gehandelt, so hätte man wohl gleich zu schärferen Maßnahmen gegriffen. Als Ketherin hätte man sie eingemauert oder verbrannt. So aber versuchte man zunächst, sie durch Drohungen zu schrecken und womöglich zur Rückkehr zu den Lehren der römischen Kirche zu bewegen. Allein Charlotte war nicht „künstlich erdichteten Fabeln“ gefolgt, als sie sich zu Jesu Christo, dem Sohne Gottes, gewandt; sie wußte, wem sie geglaubt hatte. Das strenge Gebot, das ihr von Paris zuing, alle „ketherischen“ Bücher auszuliefern, keine neuen Bücher mehr zu lesen und reumütig das Geschehene abzubüßen durch auferlegte Gebetsübungen, beachtete die

Äbtissin nicht. Sie vertraute auf den Gott, der sich ihr in Christo Jesu so wunderbar geoffenbart hatte und gehorchte Ihm mehr als Menschen. Sie fuhr daher fort, allen im Kloster, die es hören wollten, aus dem Worte Gottes vorzulesen und mit ihnen von Gottes wunderbarer Gnade zu reden. Wohl ahnte sie, daß sie nicht mehr lange ihren bisherigen Gefährtinnen in dieser Weise würde dienen können.

Gewiß würde man vom französischen Hofe aus zu strengeren Maßregeln gegriffen haben, hätte nicht der hereinbrechende Bürgerkrieg allen Gedanken eine neue Richtung gegeben. Die immer erneuten Verfolgungen der Reformierten seitens der katholischen Regierungsmacht, der wiederholte Treubruch dessen sich das königliche Haus gegen die Anhänger der neuen Lehre schuldig machte, mußte schließlich dazu führen, die Fackel des Bürgerkrieges in Frankreich zu entzünden. Die Hugenotten erhoben sich unter der Führung des ritterlichen Prinzen von Condé, des edlen Admirals von Coligny und anderer. Zunächst schwankte das Kriegsglück zwischen beiden Parteien, der Sieg war bald auf dieser, bald auf jener Seite; siegreich drangen die Truppen der Hugenotten doch gegen den Norden Frankreichs vor. Auch die Sicherheit des Klosters Jouarre war gefährdet, und die Regierung forderte die Bewohnerinnen desselben auf, Jouarre zu verlassen und in den weiter südlich gelegenen Klöstern, welche leichter dem Schutze der königlichen Waffen unterstellt werden konnten, Zuflucht zu suchen. Aber schon naheten die Feinde, die Truppen der Reformierten drangen ins Kloster ein und belegten es mit Beschlag. Sie gestatteten indessen den erschreckten Nonnen freien Abzug, falls sie das Kloster binnen weniger Stunden räumen würden. Die Nonnen suchten zunächst in dem nahen Walde Schutz und trachteten, von da aus so schnell als möglich in die südlicher gelegenen Klöster zu gelangen, wo man sie bereitwillig aufnahm. Charlotte, die junge Äbtissin, war sich bewußt, daß dies der von Gott herbeigeführte Augenblick ihrer Befreiung sei. Den Augenblick allgemeiner Verwirrung benutzend, entfernte

sie sich heimlich von den übrigen Nonnen, schlich sich in eine Hütte des nahe gelegenen Dorfes, deren Bewohnerin, eine freundliche Bauersfrau, ihr gerne gewöhnliche Frauenkleider gab. Im Vertrauen auf den Schutz und Beistand Gottes faßte sie den Entschluß, über die Ardennen nach dem Elsaß zu fliehen, wo sie hoffen durfte, ihrem Glauben ungehindert leben zu können. Verschiedentlich mußte sie unterwegs ihre Kleidung wechseln und vertauschen, um so den scharfen Blicken ihrer Feinde und Verfolger eher zu entgehen. Mehrfach waren diese ihr dicht auf der Ferse, denn das Verschwinden der fürstlichen Abtissin blieb nicht lange un bemerkt, und alsbald stellte man ihr nach; aber Gott führte und schützte sie wunderbar und gab ihr Weisheit und Kraft, sodaß ihr die weite und mühselige Flucht gelang, ohne entdeckt und gefangen zu werden.

Fast durch ganz Frankreich bis über die Ardennen suchte die Abtissin sich wie ein gehektes Reh ihren Pfad und langte, fast zu Tode ermattet, in Sedan an. Hier fand sie in dem Schlosse ihres Schwagers, des Herzogs Robert von Bouillon, welcher Herr von Sedan war, für kurze Zeit Aufnahme. Herzog Robert und seine Gemahlin waren der reformierten Lehre nicht abhold, und schon mancher verfolgte Gläubige hatte hier in aller Stille Aufnahme gefunden.

So gerne indessen die Herzogin von Bouillon ihre Schwester dauernd bei sich behalten hätte, sie durfte es nicht wagen, denn es handelte sich in diesem Falle nicht nur um eine der Klausur entflohene Nonne, sondern vor allem um eine flüchtig gewordene Prinzessin der königlichen Familie. Doch der Herzog hatte gute Verbindungen nach Deutschland; und so sandte er seine Schwägerin unter sicherem Schutz und Geleit an den Hof des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, eines klugen und ritterlichen Mannes, und, wie wir wohl sicher annehmen dürfen, ernsten und nach seiner Erkenntnis treuen Christen. Während das übrige Deutschland durch Hader und Streit darnieder lag, stand die Pfalz in herrlicher Blüte; die Universität Heidelberg, damals zur Pfalz gehörig, war ein Mittelpunkt geistigen und auch geist-

lichen Lebens. Kurfürst Friedrich und seine Gemahlin nahmen die Prinzessin Charlotte liebevoll und mit Freuden auf als ihre Schwester im Glauben. Wie erquickend war es für die Flüchtige, hier endlich von den Mühsalen und Angsten der langen Flucht ausruhen und mit solchen, die einen gleich kostbaren Glauben besaßen, sich austauschen zu können. Hier in Heidelberg begehrte die Prinzessin nun, ein öffentliches Bekenntnis ihres Austritts aus der römischen Kirche und ihrer Annahme der reformierten Lehre abzulegen. Dies geschah kurze Zeit nach ihrer Ankunft.

Natürlich drang die Nachricht von dem öffentlichen Bekenntnis der bourbonischen Prinzessin schnell genug bis nach Frankreich. Nun wußte man also, daß und wohin Charlotte geflohen war, und daß sie nicht nur dem Nonnenthum den Rücken gewandt, sondern auch die so verhaßte Lehre angenommen hatte. Dies rief am französischen Hof, vor allem aber bei dem alten Vater der Prinzessin große Erregung hervor. Schriftlich und mündlich ließ der Herzog von Montpensier seiner Tochter sagen, sie möge reumütig zu ihm und zu ihrer Mutterkirche zurückkehren, dann werde er ihr vergeben; verharre sie aber bei dem reformierten Glauben, so seien von nun ab alle Bande zwischen ihnen gelöst. Vom französischen Hofe aus sandte man den ersten Präsidenten des Parlaments, Christophe de Thou, und einen französischen Edelmann, Jean d'Almont, nach Heidelberg, um noch einen Versuch zu machen, die Prinzessin von dem neu betretenen Wege abzubringen und sie in den Schoß der alten Kirche und ihrer Familie zurückzuführen. Mit Gewalt konnte dies freilich nicht bewerkstelligt werden, da Charlotte nicht mehr auf französischem Boden, sondern unter dem Schutze eines deutschen Fürsten stand, aber man hoffte, sie durch Zureden zu gewinnen. So kamen denn die französischen Gesandten nach Heidelberg und richteten der Prinzessin in Gegenwart des Kurfürsten Friedrich ihre Botschaft aus. Indessen Charlotte wußte, wem sie geglaubt hatte, als sie die menschlichen Satzungen und Gebräuche verließ und ihr Vertrauen auf Jesum Christum und Sein

vollendetes Erlösungswerk allein setzte; ihre Seele hatte in dem Sohne Gottes ewiges Leben und Heil gefunden. Sollte sie diesen kostbaren Glauben, den Gott selbst durch Seinen Heiligen Geist in ihrer Seele gewirkt, verlassen und von Christo und Seinem Evangelium weg zu einer toten Religion zurückkehren? Nimmermehr! Ruhig erklärte sie den französischen Gesandten, sie werde nicht zur katholischen Kirche und Lehre zurückkehren, sondern mit Gottes Beistand bei Gottes Wort und ihrer neuen Ueberzeugung verharren, müsse sie darum selbst Vaterland- und Familie verlassen.

So kehrten denn die Gesandten unverrichteter Sache wieder nach Frankreich zurück, und sowohl der französische Hof als der Herzog von Montpensier brachen alsbald jede Beziehung mit der Prinzessin ab. Charlotte blieb zunächst als Gast des Kurfürsten von der Pfalz in Heidelberg und genoß dort viel Förderung und Freude durch den Umgang mit gläubigen Christen; so lebte damals der fromme und gelehrte Melanchthon, Luthers treuer Freund und Mitarbeiter, an der pfälzischen Universität; mit ihm hatte Prinzessin Charlotte manch gesegnete Unterhaltung.

Indessen war der treuen Bekennerin des Herrn noch eine große Aufgabe vorbehalten; sie sollte die Gemahlin Wilhelms von Oranien, des edlen Statthalters der Niederlande und treuen Schirmherrn der Reformation werden. — Charlottens Leiden und treues Bekenntnis für den Herrn und Seine Wahrheit blieb nicht unbekannt. Auch Prinz Wilhelm, „der große Schweiger“, vernahm davon, und da er einer treuen, mitfühlenden Lebensgefährtin auf seiner gefähr- und wechselvollen Lebensbahn besonders bedurfte, konnte er wohl kaum eine bessere Wahl treffen, als daß er um die Hand der bourbonischen Prinzessin anhielt. Mit Einwilligung ihres Vaters und des Königs von Frankreich wurde also Charlotte im Sommer 1575 die Gemahlin des niederländischen Statthalters, eines Mannes, der mit ganzem Herzen auf Seiten der evangelischen Lehre stand.

Sieben Jahre lang theilte sie das Leben mit ihrem Gemahl und wich kaum von seiner Seite. Sechs Töchterlein schenkte

Gott dem fürstlichen Paare. Doch Charlottens Tage auf Erden waren gezählt; die beständige und nur zu berechnete Sorge um das Leben des theuren Gemahls (er fiel zwei Jahre nach ihrem Tode durch Mörderhand, und noch zu ihren Lebzeiten war er schon einmal durch ein mißglücktes Attentat am Rande des Grabes gewesen) hatte wohl dazu beigetragen, die ohnehin zarte Gesundheit der edlen Frau noch früher zu untergraben. Im Frühjahr 1582 stand Prinz Wilhelm am Sterbebette seiner Gemahlin. Ihre letzten Worte sind uns nicht aufbewahrt geblieben; aber wir dürfen gewiß sein, daß die Prinzessin, welche nun schon seit manchem Jahr ein wahres Eigentum des Herrn Jesu, ihres Erretters, war und nicht nur an Ihn, den Sohn Gottes, geglaubt, sondern auch für Seinen Namen viel gelitten hatte, auch mit einem glücklichen Herzen aus dieser Welt schied, um alsbald „einheimisch bei dem Herrn“ zu sein. Ruhig und friedevoll entschlief sie, tiefbetrübt von ihrem Gemahl und ihren Kindern, sowie von dem niederländischen Volke und von allen, die mit ihr in Verbindung standen.

2.

Der Traum eines Mönchs.

Friedrich Mykonius, auch Mecum genannt, der 1490 zu Lichtenfels a. M. geboren wurde, der spätere Mitarbeiter Luthers, wurde von Gott ähnlich geführt wie der Mönch Luther. Auch er suchte eifrig in den religiösen Uebungen seiner Kirche Frieden der Seele mit Gott und fand ihn nicht. Als Tezel, der bekannte Ablasshändler, in seine Gegend kam, suchte er, da er arm war, umsonst einen Ablass zu bekommen; als ihm dies nicht gelang, trat er ins Kloster der Franziskaner zu Annaberg, von da in das zu Leipzig und Weimar, immer nach Frieden suchend. Da schlug der Augustinermonch Martin Luther 1517 seine 95 Thesen an die Schloß-

Kirche zu Wittenberg; diese zeigten ihm den Weg zum Frieden mit Gott durch die Gnade, durch den Glauben an Jesum Christum und Sein vollkommenes Opfer. In einem Briefe vom Jahre 1546 an einen seiner Freunde, berichtet nun Mykonius folgende bemerkenswerte Umstände über den kirchlichen Zustand seiner Zeit, sowie in Verbindung damit, einen denkwürdigen Traum der Nachwelt. Wir möchten diesen Brief hier zum Abdruck bringen. Er zeigt, wie mühsam manche Seele ihren Frieden findet, und wie Gott zu allen Zeiten Sein Werk trieb.*)

Mykonius schreibt:

„Der berüchtigte, päpstliche Ablassprediger Johannes Tezel, vom Orden der Dominikanermönche, betörte während voller zwei Jahre in der neuerbauten Stadt Annaberg das Volk so sehr, daß endlich niemand mehr zweifelte, es gäbe keinen anderen Weg, die Vergebung seiner Sünden und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugthuung durch unsere Werke. Es sei jedoch, so lehrte er, unmöglich, sie zu stande zu bringen; allein es stehe nichtsdestoweniger ein Weg dazu und zwar dieser einzige offen, sie für Geld vom Papste zu Rom zu erlangen, weshalb wir es nicht versäumen möchten, uns päpstliche Ablassbriefe zu kaufen, denn diese seien die Vergebung der Sünden und der sichere Eingang zum ewigen Leben. Erstaunenswürdige und fast ungläubliche Dinge vermöchte ich zu erzählen, welche ich während dieser zwei Jahre (denn er predigte täglich) gehört habe. Ich hörte ihm als Jüngling mit einer solchen Aufmerksamkeit zu, daß ich ganze Predigten anderen, unter Nachahmung seiner Gebärden und Aussprache, wiedererzählen konnte, und zwar nicht zum Spott, sondern ganz ernsthaft. Denn ich meinte, es seien wahrhaft göttliche Aussprüche, und was vom Papst gesendet werde, komme von Christo selbst zu uns. Endlich, um das Pfingstfest jenes Jahres drohte er, er werde das Kreuz niederlegen und die geöffneten Himmeltüren verschließen; nie werde man die Sündenvergebung und

*) Bei Gottfr. Arnold, Kirchen- und Reyer-Historie Th. II. 616. C. 6—18 im Auszuge.

das ewige Leben zu einem so geringen Preise erlangen können; auch sei keine Hoffnung vorhanden, daß, solange die Welt noch stehe, eine solche Freigebigkeit des römischen Stuhls für Deutschland wiederkehren werde; — er ermahnte, es möge jedermann des Heils seiner eigenen Seele und der Seelen seiner Verstorbenen wahrnehmen. Jetzt sei der Tag des Heils, jetzt die angenehme Zeit. Es möge ja niemand seiner Seelen Seligkeit versäumen. — Wäre man aber nicht in dem Besiz päpstlicher Ablassbriefe, so sei es unmöglich, von einer Menge von Sünden und längst geschehenen, nicht vergebenen Missetaten durch irgend jemand losgesprochen zu werden. Es wurde öffentlich an die Straßen und Kirchen eine Bekanntmachung angeschlagen, in welcher gesagt wurde, daß, als ein Beweis besonderer Gunst für die Ergebenheit des deutschen Volkes, der Ablass in seiner vollen Kraft nicht ferner zu einem so hohen Preis wie im Anfang, sondern für einen geringeren zu haben sein solle. Und zum Schluß standen als Nachschrift die Worte: „Die Armen mögen es umsonst empfangen um Gottes willen.“

„Aus diesem letztgenannten Zusatz nun entspann sich für mich ein Handel mit den Ablasshändlern; aber gewiß war ich dabei geleitet und angeregt, ja gedrungen von dem Heiligen Geiste, obschon ich selbst damals nicht erkannte, was ich tat. Mein Vater hatte mich, da ich noch ein Knabe, ja ein kleines Kind war, die zehn Gebote, das Gebet des Herrn (Vaterunser) und das Glaubensbekenntnis lernen lassen und zum fleißigen Gebet angehalten. „Denn“, so lehrte er mich, „wir hätten alles von Gott allein, und Er werde mich leiten, wenn ich fleißig betete; ferner, das Blut Christi sei das Lösegeld für die Sünden der Menschen; und jeder Christ müsse den Glauben fassen: daß, falls auch nur drei Menschen hoffen könnten, durch Christus selig zu werden, es zuverlässig gewiß sei, man sei selbst einer unter diesen dreien. Denn es sei eine Schmach, die man dem Blute Christi antue, in dieser Sache zu zweifeln. Der päpstliche Ablass sei ein Netz, mit wel-

chem den Einfältigen das Geld abgenommen werde; nimmermehr könne Sündenvergebung und ewiges Leben für Geld erkauft werden; aber man dürfe das ohne Beleidigung der Priester nicht sagen.“ — Da ich aber in jenen Predigten nichts als das Lob des Ablasses vernahm und der Gnade Christi und Seiner Genugtuung für die Sünden der Welt keine Erwähnung geschah, kam ich auf die Meinung, daß nur diejenigen Theil bekämen an dem Verdienst des Todes Christi, welche dieses Recht entweder durch gute Werke verdient, oder für Geld erkauft hätten. So blieb ich in der Dunkelheit. Zweifelhast, ob ich mehr dem Priester oder meinem Vater glauben sollte, glaubte ich doch dem Priester mehr. Nur das eine stand mir im Wege: Sündenvergebung könne nicht erlangt werden, man zahle denn Geld, ausgenommen bei vorhandener Armut. Daher hatte ich ein besonderes Wohlgefallen an jenem Nachsaze, welche dem päpstlichen Befehl angehängt war: „Die Armen mögen es umsonst empfangen um Gottes willen“. Da nun nach drei Tagen das Kreuz feierlich niedergelegt und die Stufen zum Himmel abgebrochen werden sollten, wurde ich in meinem Geiste fast unwiderstehlich angetrieben, den päpstlichen Gesandten um einen für Arme bestimmten Ablasszettel, durch welchen die Sünden umsonst vergeben würden, zu bitten und hinzuzufügen, ich sei ein Sünder, und als Armer müßte ich die Sündenvergebung und die Theilnahme an Christi Verdienst unentgeltlich erhalten. — Tags darauf, gegen die Abendzeit, nahte ich mich daher in dem Hause des Johann Pflogs, wo sich Tezel mit seinen Begleitern und einer Volksmenge befand, dem Haufen und bat in lateinischer Sprache, daß es mir als einem Armen infolge der angehefteten Bekanntmachung gestattet werden möchte, Vergebung von allen meinen Sünden umsonst um Gottes willen zu empfangen, und zwar ohne Vorbehalt irgend eines Falles. Die über die lateinische Anrede erstaunten Priester, denn es war damals etwas Seltenes, einen Jüngling in dieser Sprache sprechen zu hören, gingen schleunigst aus dem Vorzimmer in das Gemach des Ge-

sandten Tezel, stellten ihm mein Anliegen vor und baten selbst für mich, es möge mir umsonst ein Ablasszettel erteilt werden. Endlich nach langer Beratung kehrten sie zurück und antworteten mir: „Mein Sohn, wir haben deinen Antrag ausführlichst dem Herrn Kommissarius vorgestellt, dieser wollte herzlich gern deine Bitte gestatten, wenn er es vermöchte; aber er kann es nicht, wenn er es auch wollte, denn jenes Zugeständnis ist bereits wieder aufgehoben und nichtig. Denn er hat uns erklärt, wie die päpstlichen Befehle so ausführlich bezeichnen, daß nur diejenigen der reichen Segnungen des Ablasses wahrhaft fähig und teilhaftig werden könnten, welche die hilfreiche Hand darböten, das heißt Geld darreichten.“ Dagegen erwiderte ich, wie nach dem vorliegenden Anschlagzettel derselbe heiligste Vater in Rom befohlen habe, daß es den Armen umsonst, um Gottes willen, geschenkt werden solle, und daß der Zusatz dabei stehe: „Auf besonderen päpstlichen Befehl.“ — Sie gingen abermals zu dem stolzen Mönch hinein und baten ihn, mein Gesuch zu gewähren, denn ich sei ein talentvoller und beredter junger Mensch und sei es wert, daß mir vor anderen einige Wohlthat zuteil werde. Nach einigen Augenblicken kehrten sie jedoch mit derselben Antwort von der „hilfreichen“ Hand zurück, welche allein fähig mache, den Ablass zu erhalten. Hierauf entgegnete ich nochmals, daß man an mir Armen ein Unrecht begehe; weder Gott noch der Papst wollten mich von der seligmachenden Gnade ausgeschlossen wissen; sie aber verstießen mich um weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte. Darauf wurde der Beschluß gefaßt, ich solle, damit die „hilfreiche Hand“ nicht fehle, ja nur ein Geringes geben, wenn auch nur einen Groschen. Meine Antwort war: „ich habe keinen, ich bin arm.“ Endlich, als man auch nur sechs Pfennige verlangte, antwortete ich abermals: „Ich besitze auch nicht einen Pfennig.“ Sie zogen sich zurück und besprachen sich, und ich vernahm, daß sie zweier Umstände wegen in Unruhe waren; der eine war, man könne mich keinen Falls ohne Ablasszettel gehen lassen, damit nicht, falls etwa die Sache

von anderen angestiftet sei, üble Auftritte folgen möchten, da der Zusatz wirklich auf dem Zettel stehe: „Den Armen umsonst;“ — auf der anderen Seite: es sei durchaus notwendig, etwas von mir zu erhalten, damit nicht andere, auf die Nachricht, man könne die Zettel umsonst bekommen, ja der ganze Haufe der Schuljugend und Bettler sie bestürmten und einzelne Ablasszettel umsonst verlangten.

Als man genug beraten hatte, kam man wieder zu mir, und jemand bot mir sechs Pfennige dar, daß ich sie dem Kommissarius Tezel geben möchte, so würde ich dadurch die St. Peters-Kirche in Rom erbauen und die Türken besiegen helfen und mich damit der Gnade Christi und des Ablasses teilhaftig machen. Aber ich erwiderte, gewiß nicht ohne Antrieb des Heiligen Geistes, mit Besonnenheit: „Wenn es mir um erkauften Ablass zu tun gewesen wäre, so dürfte ich nur für diesen Zweck eines meiner Bücher verkauft haben; ich aber begehre den Ablass umsonst und um Gottes willen; sie jedoch würden im Verweigerungsfalle Gott Rechenschaft geben müssen, um sechs Pfennige willen das Heil einer Seele veräußert zu haben, welcher Gott und der Papst die Vergebung der Sünden zu teil werden lassen wolle, die uns Christus erworben und mitgeteilt habe.“ Dabei stand ich jedoch noch in der Meinung, die Macht, Vergebung der Sünden zu erteilen, sei gänzlich dem Papste übergeben, um der Verdienste einiger Heiligen willen, jedoch für die Armen umsonst. Da fragten sie zuletzt, wer mich abgeschickt habe? Hierauf erwiderte ich der vollsten Wahrheit gemäß: durchaus kein Mensch, man habe mich so wenig dazu aufgefordert als aufgereizt oder mir einen solchen Rat gegeben, sondern ich selbst hätte mich allein zu solcher Bitte entschlossen, in der Zuversicht, daß es eine Sündenvergebung gäbe, welche ohne Geld erlangt würde, wie solches auch auf dem Anschläge versprochen sei. Ich würde auch niemals mich mit so angesehenen Männern in eine Unterhaltung eingelassen haben, denn ich sei von Natur schüchtern, und das größte Geschenk würde zu einem solchen Unternehmen mich nicht habe vermögen können, wenn mich

nicht der Durst nach Gottes Gnade und nach Vergebung der Sünden getrieben hätte. — Uebermals boten sie mir einen für sechs Pfennige erkauften Zettel an, der mir aber umsonst zukommen sollte. Ich aber begehrte entweder von demjenigen, welcher von dem Papste Vollmacht hatte, Sünde umsonst zu vergeben, die freie Vergebung meiner Sünden oder ich werde nun die Sache Gott befehlen. Da entließen mich die Räuber des Heiligen voll Unmuts. — Aber auch ich war einerseits betrübt, keinen Ablass erhalten zu haben, andererseits war ich froh darüber, daß es noch einen Gott im Himmel gebe, welcher die Sünden ohne Handel und Geld den Bußfertigen vergeben wolle nach jenem Worte, das ich oft gesungen hatte: „So wahr Ich lebe, spricht mein Gott, Mir ist nicht lieb des Sünders Tod“ u. s. w. *) Herr, mein Gott, Du weißt es, daß ich hier nicht lüge. Zwar war ich damals noch mitten in der dichtesten Finsternis, doch fing ich eben an, herauszukommen. Durch und durch wurde ich innerlich, — es kam von Deinem Heiligen Geiste, — im Herzen und in allen meinen Gliedern bewegt, und so schwamm ich, während ich nach meiner Wohnung zurückging, ganz und gar in Tränen, und flehte dabei, daß, da jene mir die Gnade verweigert hätten, um des Geldes willen, Du, o Gott, Dich meiner erbarmen und mir aus Gnaden die Sünden vergeben, mir ein gnädiger Gott sein und mich absolvieren möchtest.

„So kehrte ich in meine Wohnung zurück, ging zu meinem Bette, nahm das Bild des Gefreuzigten, welches stets auf meinem Arbeitstische stand, stellte es auf meinen Sitz und warf mich davor auf die Erde. Beschreiben kann ich es hier nicht, aber empfinden konnte ich damals den Geist der Gnade und des Gebets, welchen Du, Herr, in mich ausgoffest. Alles aber, was ich bat, war: Du möchtest mein Vater sein, Du möchtest mir meine Sünden vergeben. Ich hatte mich Dir ganz hingegeben, daß Du aus mir machen möchtest, was Du wolltest, und da jene nicht ohne Geld

*) Eine lateinische Hymne.

mir geneigt sein wollten, so möchtest Du mir geneigt, mein Gott und Vater sein. Ich fühlte, daß sich meine ganze Natur veränderte, ich bekam einen Widerwillen gegen alles Zeitliche, war der Welt und dieses Lebens satt, und bekehrte nur das Eine, mit Gott zu leben und Ihm zu gefallen.

„Aber wer sollte mich hier lehren, wie, und durch wen ich gewisse Vergebung der Sünden, Gnade und ewiges Leben erlangen sollte? Gottes Wort, das Leben und die Leuchte der Menschen, lag in der ganzen Welt vergraben unter der dichtesten Finsternis menschlicher, oft albernster Ueberlieferungen. Von Christo schwieg man entweder gänzlich, oder man stellte Ihn als den strengsten Richter dar, welchen die Mutter Maria und alle Heiligen des Himmels kaum mit blutigen Tränen versöhnen und höchstens dazu bestimmen vermöchten, daß der Bußfertige für eine jede Todsünde zu siebenjährigen Strafen im Fegfeuer, welche den höllischen Strafen in Härte ganz gleich, jedoch nicht ewig wären, verurteilt würde. Mir aber legte Gottes Geist die Hoffnung bei, es werde noch eine Zeit für mich kommen, wo Gott mir gnädig sein würde.

„Ich überlegte nun einige Tage, welche Aenderung ich in meinen Lebensverhältnissen vornehmen sollte. Ich sah die Sünden der Welt und des ganzen menschlichen Geschlechts, welche niemandem verborgen waren; ich sah auch meine Sünden in großer Zahl und von sehr großem Gewicht. Ich hatte aber von der verborgenen großen Heiligkeit und von der großen Unschuld des Mönchslebens gehört, darin man Gott Tag und Nacht diente, abgesondert von dem Verderben der Welt, nüchtern, gerecht und keusch lebte, unter Messenhalten, Psalmensingen und Gebetsandachten bei Tag und Nacht. Ich hatte auch selbst das Scheinbare jener Lebensweise wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, ohne jedoch die Heuchelei und den Götzendienst darin zu bemerken. Zwei oder drei Tage betete ich zu dem Herrn, daß Er mir gnädig sein und meinen Entschluß regieren möge. Darauf entdeckte ich mich meinem Lehrer Andreas Staffelstein, dem Direktor der Annaberger Schule, und bat ihn in dieser wichtigen

Angelegenheit um Rat. Unverzüglich riet mir dieser, das Franziskanerkloster zu beziehen, welches man damals angefangen hatte von neuem aufzubauen, und damit ich nicht während meines längeren Verzuges meinen Entschluß ändern möchte, führte er mich auf der Stelle zu den Mönchen, lobte mein Talent, meine Frömmigkeit und sagte, daß er stets von mir die Hoffnung gehegt habe, es werde aus mir ein wahrhaft frommer Mensch werden. Ich beehrte nun auch mein Vorhaben meinen Eltern mitzuteilen, denn diese waren noch am Leben, und ich war der einzige Sohn und Erbe; jene Mönche aber erklärten, „Hieronimus lehre, den in den Weg tretenden Vater und die zu Füßen liegende Mutter mit den Füßen hinwegstoßen, verachten und zum Kreuze Christi fliehen;“ desgleichen sagten sie: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“ — Mit diesen und unzähligen anderen Schlingen umstrickten sie mein Gewissen und drängten mich, Mönch zu werden, indem sie sagten: ich würde ewig nicht gerettet werden, wenn ich die von obenher angebotene Gnade nicht augenblicklich benutzte. Ich aber, der ich lieber sterben als Gottes Gnade verscherzen oder das ewige Heil verlieren wollte, gab auf der Stelle mein Wort, ich würde nach drei Tagen zurückkehren, um die Probezeit, wie sie es nennen, anzutreten, d. i. ich wollte ein Mönch und damit demütig, rechtschaffen, durchaus gottesfürchtig werden.

„Ich betrat das Kloster im Jahre des Herrn 1510 am Tage vor dem Feste der Teilung der Apostel, welches am 14. Juli war, nachmittags 2 Uhr in Begleitung meines Lehrers, einiger weniger Mitschüler und einiger frommer Matronen, welchen ich am Tore die Ursachen eröffnete, aus welchen ich das Kloster bezöge, nämlich: Gott zu dienen, und Ihm in Ewigkeit zu gefallen, für meine Angehörigen und andere Menschen um Vergebung ihrer Sünden zu bitten, so viel ich vermöchte, vor allen Sünden mich zu hüten, und als ein Büssender zu leben. Hiermit nahm ich von ihnen Abschied, alle wünschten mir unter Tränen den Segen des Herrn, und ich betrat das Kloster. Du Herr weißt, daß ich

die Wahrheit rede. Es war mir nicht um ein gemächliches Leben oder gute Nahrung zu tun, auch wollte ich nicht von den Menschen durch meine Frömmigkeit gesehen werden, sondern Dir gefallen, Dir dienen, und dennoch tappte ich in dickster Finsternis.

„Zuerst führten die Mönche mich in das Erholungszimmer, bis das Zeichen zur Vesper gegeben werden würde. Dann nahm man mich mit zum Chor und zur Psalmodie; und zuletzt wurde ich in eine neue Zelle geführt, wo sich ein neues Lager von Stroh mit kleinen Kissen, welche aus einzelnen wollenen Läppchen zusammengesetzt waren, befand. Dahin wurde ich nach dem Abendessen zurückgeführt und angewiesen, in meinen Kleidern zu schlafen. Ich aber, der ich mich Deinem Dienst, Herr, mein Gott, ergeben hatte, wollte am liebsten auf bloßer Erde über einem Stein schlafen; doch davon hielten sie mich ab, denn, sagten sie, ich müsse Gott lange Zeit dienen. Nach dem Tagesabschluß, da man sich einzeln zu seinem Lager begeben hatte, befahl ich auf meinen Knien im Gebet während einer Stunde mit beflommenem Herzen dieses mein Beginnen Dir, mein Gott und Herr, und bat, daß Du, als der Anfänger dieses Werkes, es ferner lenken wolltest; ich erwählte Dich mir zu meinem Aufseher und oberstem Vorgesetzten. Du möchtest mich leiten, daß ich nicht etwas unternehme, was der Ehre Deines Namens und dem Heile meiner Seele entgegen sei. Endlich legte ich mich schlafen in meiner bisherigen weltlichen Kleidung, gehüllt in eine wollene Decke, betete das Gebet des Herrn und entschlief. Ich war in meinem zwanzigsten Lebensjahre, noch hatte ich ebensowenig von einer Regel oder Sakung der Mönche Kunde erhalten, als ich gehört hatte, worin eigentlich diese neue Lebensweise bestand, sondern ich erwartete hierüber in der Folge die Belehrung der Mönche, die sie mir denn auch aufs beste erteilten und mich dadurch in die dickste Finsternis begruben.

„Da ich nun eingeschlafen war oder besser schlafend recht wachte, erblickte ich mich in einer durchaus wüsten Einöde; nichts gewahrte mein Auge, als unabsehbare Öde und fort=

während aneinander gereihte scharfe Felsklippen, etwa in der Art, wie man sie unter Kreuzfixen gemalt oder gebildet zu sehen pflegt, oder wie sie um die Burg Stolpen bei Meißen zu sehen sind. Die ganze Welt erschien mir als eine felsige Wüste. Ohne Begleiter und Führer war ich hinein versetzt und irrte elend umher. Ich sah keinen grünen Baum, keinen Strauch, keine Staude oder Grashalm, sondern nur Leere und eine dem Untergang drohende Ode. Vergebens suchte ich einen Ausweg, um an einen Ort zu gelangen, wo Menschen oder Tiere angetroffen würden. Überall fand ich dieselbe Unsicherheit und unermessliche Leere. Ich kletterte auf und ab, glitt aus, fiel bald vorwärts, bald rückwärts und fing ermattet an, die Hoffnung aufzugeben, je aus dieser Wüste herauszukommen, welche sich über den ganzen Erdkreis auszudehnen schien. Da erblickte ich in der Ferne eine Felsspitze, welche über die anderen hervorragte. Der Geist trieb mich, da hinaufzuklettern und mich umzusehen, ob ich irgendwo Rauch oder Nebel oder irgend ein Zeichen von Feld oder Gewässern wahrnehmen möchte. Mit der größten Anstrengung gelangte ich dahin, erstieg den Felsen und blickte umher; aber in der ganzen Schöpfung war nichts als eine aneinanderhängende, unbegrenzte Kette dieser leeren Felsmassen. Nun sank mir der Mut, ich verzweifelte, indem ich jetzt vor Augen sah, daß mein Leben in Gefahr sei, und ich mich auf den Tod gefaßt machen müsse. — In unglaublicher Traurigkeit stieg ich abermals hinab, schwer seufzend und von Schmerz durchdrungen; o Gott, mein Gott! wie vermöchte ich solches jetzt zu beschreiben? — Während ich von dem Gedanken erfüllt wurde, ich sei geschaffen, um ewig zu leben, müsse aber hier so elend untergehen, gesellte sich zu meiner Ermattung noch ein, so viel ich eben empfand, körperlicher Hunger und Durst. Denn, wie es mir schien, war ich nun schon mehrere Tage und Nächte in dieser Bedrängnis zwischen den Felsklippen umhergeirrt und geklettert. Im Hinabsteigen überdachte ich schnell, was anzufangen wäre. Die Not zwang mich, einen raschen Entschluß zu fassen, nämlich meine Seele Christo

und dem himmlischen Vater zu befehlen und zu sterben; denn ich konnte vor Ermattung nicht mehr gehen noch stehen. Ich sah umher und erblickte unter einem Felsen eine Stelle, an der ich mich niederlassen konnte. Ich setzte mich, hob meine Augen gen Himmel, streckte meine Hände in die Höhe und befahl meine Seele dem Herrn. Aber siehe, als ich so da saß und erwartete, was Gott mit mir machen werde, vernahm ich in der Ferne ein Geräusch, wie von Fußtritten eines Menschen, welche sich je mehr und mehr näherten; und indem ich gespannt aufmerkte, ob jemand komme, nahte sich mir ein Mann von mittlerer Gestalt, mit heiterer, obschon ein wenig von Haaren entblößter Stirn; Haupthaar und Bart, welche frei herabhingen, waren fast kastanienbraun, das Haupthaar ein wenig mit Grau untermischt; über sein grünes Unterkleid hatte der Fremde ein rotes Reiskleid angezogen und über die linke Schulter ein Netz geworfen. Ich erkannte darin sogleich den Apostel Paulus, wie ich ihn unter den Aposteln abgebildet gefunden hatte. Er redete mich an mit der Frage: „Was machst du hier?“ Ich erwiderte: „Ich bin in eine Wüste irre geführt, von wem oder wie, weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß ich vom Kriechen und Klettern äußerst ermattet bin; und da ich unter der Anstrengung von Hunger, Durst und Schmerz verzehrt werde, so habe ich die Hoffnung, mich herauszufinden, aufgegeben, denn ich sehe die Wüste ins Unermeßliche sich ausdehnen. Ich habe mich daher hier zum Sterben angeschickt und bitte Gott, daß Er mir Sünder gnädig sein und meine Seele aufnehmen möge.“ Kaum vermochte ich, was ich sagte, auszusprechen. Er aber trat rasch auf mich zu, ergriff mit seiner rechten Hand meine linke, stellte mich auf meine Füße und sprach: „Stehe auf, begleite mich und folge mir, es soll besser mit dir werden.“ Ach Herr, mein Gott, wie froh wurde ich! Aber mein, dem Sterben naher Körper zitterte so stark, daß ich nicht gehen konnte. Da umfaßte er mich mit seinem rechten Arm und half mir; ja, an den gefährlichsten Stellen trug er mich gänzlich. Als wir eine kleine Strecke gegangen waren, fing

der Weg an, um ein wenig gebahnter und weniger schreckhaft zu werden. Von dem Fußtritt eines Menschen war jedoch keine Spur zu sehen, so tief war ich in das Innerste einer öden, wasserlosen Wüste hineingeirrt. Wir schritten noch eine Zeitlang vorwärts, und siehe, da öffnete sich uns ein sehr anmutiges Thal mit einer so freundlichen Aue, daß ich zweifelte, ob man sich eine schönere, lieblichere und freundlichere denken kann. Im Grase hingen die Taupropfen und leuchteten im Sonnenschein mit den mannigfaltigen Farben wie Sterne. An Blumen und somit an Farben war eine solche Mannigfaltigkeit, und es duftete ein solcher Wohlgeruch, daß ein ganzer Tag kaum hinreichen würde, um die übernatürliche Schönheit und den himmlischen Wohlgeruch zu beschreiben. Ich wurde ungemein erquickt und wünschte hier ein wenig auszuruhen, aber mein himmlischer Führer zwang mich zum Fortschreiten. Wir gelangten nun in die Mitte des Tales, wie es mir schien, um zehn oder elf Uhr gegen Mittag. Hier vernahm ich endlich das Geräusch eines fließenden Wassers, und ich wurde von dem Anblick eines herabfallenden Baches überrascht, welcher jedoch nicht mit schreckhaftem Getöse, sondern mit lieblichem Geräusch sich ergoß. Ich betrachtete das Wasser, es war hell wie Krystall, der Boden schien hindurch und war mit Sand und kleinen Steinen bedeckt, die wie Gold glänzten, kein unreines Gewächs stand am Ufer, nichts als Blumen oder doch in Blüte prangende Kräuter. Hier beugte ich die Kniee, um mich niederzulassen, denn ich meinte nicht anders, als mein himmlischer Führer sei in der Absicht mir zugesickt, daß er mich zu diesem Trinkwasser bringen möchte, und so schickte ich mich an, mit der Hand Wasser zu schöpfen um meine vor Durst ersterbenden Kräfte zu stärken; aber mein Führer ließ es nicht zu. „Aus der Quelle sollst du trinken!“ — sagte er, „komm!“ Und so zog er mich empor. Mich aber hatte der Anblick, das Geräusch und der erquickende Duft des Wassers nur noch mehr nach dem Trank lüstern gemacht, und dazu fürchtete ich, der Quell möchte noch fern sein und meine Qual noch größer werden. Jedoch

tröstete mich wiederum das, daß ich einen so treuen Führer hatte, und ich traute es ihm zu, daß er, sobald er meine Kräfte schwinden sehe, mir gern einen Trunk gestatten würde. Wir schritten ein wenig weiter, und siehe, wir erblickten eine Erhöhung von Marmor, blendend weiß, rund, ungefähr drei Fuß hoch, und, wie ich beim Näherkommen wahrnehmen konnte, aus einem einzigen Stein gearbeitet, also ohne alle Verbindungsfugen, in der Mitte rund ausgehöhlt. In der Vertiefung dieses Beckens befand sich eine runde Öffnung, aus welcher jener Bach mit Macht herausquoll. Hier hieß mich mein Führer aus der Quelle trinken. Ich sank zuerst auf meine Kniee nieder und dankte Gott; nun richtete ich mich auf, um mit den Händen das Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Doch indem ich hinein sah, erblickte ich in der Quelle an der Stelle des Gitters das Bild Christi. Der Gefreuzigte schien mir aber zu leben; das Holz, an dem Er hing, war an den vier Enden fest mit dem Marmor verbunden und bildete somit gleichsam eine ungemein sichere Verbindung. Das Kreuz ragte nicht aus dem Wasser hervor, sondern dieses stand darüber bis auf eine Höhe von drei bis vier Fuß. Zugleich gewahrte ich, als ich mit den Händen schöpfen wollte, wie die ganze unsehbare Wassermasse, denn die Vertiefung war unergründlich, hervorquoll aus den Wunden des Gefreuzigten, nämlich aus den Händen, den Füßen und aus der Seite, und zwar zuerst mit einer so glänzend roten Farbe, daß Rubinen dunkel sind gegen dieses strahlende Rot; dann änderte es plötzlich die Farbe und wurde ganz hell und krystallartig. Dieser Anblick erfaßte mich mit einer so tiefen, anbetungsvollen Scheu gegen die in diesem Brunnen mir nahe gegenwärtige Gottheit, daß ich mich nicht wert halten konnte, einen Tropfen von dem Wasser auch nur anzurühren, welches aus dem Herzen des Sohnes Gottes quoll; ich nahm daher Anstand zu schöpfen und sprach, wie einst Petrus: „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ und sank nieder auf meine Kniee. — Da ergriff mein Führer mich bei dem rechten Fuß, welchem ich den linken unter-

geschlagen hatte, und stürzte mich mitten in den Brunnen hinein. Herr, mein Gott! was ging hier in mir vor! Mein Haupt lag an der Brust Christi und an dem Ausfluß der großen Seitenwunde, meine Kniee und Hände ruhten dicht an dem Körper des Gekreuzigten; hierdurch wurde ich gehalten, daß ich nicht versank, den ich würde versunken sein, wenn Du, der Du an das Kreuz gebracht und angeheftet wurdest, mich nicht getragen hättest; zugleich sog ich nun mit dem Munde, dem Herzen, ja mit allen Gliedern des Körpers den labendsten Trank ein, der mich durch und durch, von innen und außen belebte. Als ich aber, durch diesen Trank neu belebt, mein Haupt aufrichtete, ergriff mich Beschämung, daß ich, als ein so großer Sünder, mich der Hülfe erfreuen dürfe, durch einen Trank neubelebt zu werden, dessen kein Engel und kein geschaffenes Wesen würdig zu achten ist. — Indessen war nun mein Führer wieder geschäftig, zog mich aus dem Heilsbrunnen herauf, fragte, ob ich getrunken und neue Kräfte empfangen hätte? Ich aber dankte Gott, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, für Sein Erbarmen über mich größten Sünder, bekannte mich unwürdig einer solchen Güte, wagte es jedoch aus großer Achtung nicht, meinem Führer einen Vorwurf darüber zu machen, daß er mich gerade in den Brunnen hinein auf den Gekreuzigten gestürzt hätte. „Nun weißt du es“, sagte er, „daß du nicht aus irgend einem Bache, sondern aus der Quelle, ja aus dem Urheber der Quelle getrunken hast!“ —

„Wir ruhten nun ein wenig bei der Quelle; dann gebot mein Führer mir, mich zu gürteln und ihm zu folgen; ich tat es, gürtete mich, und nun vermochte ich zu gehen, so sehr hatte der Trank aus der Quelle mich gestärkt. Wir schritten neben dem Fluß hin, welcher in der vorbezeichneten, lieblichen Wiese floß. Es war jetzt, meiner Berechnung nach, ein Uhr nachmittags. Wir mochten kaum eine Stunde Weges zurückgelegt haben, als wir vor uns ein sehr großes, in die Ferne und Breite weit ausgedehntes Feld erblickten, welches wiederum die ganze Welt zu sein schien, angefüllt mit Früchten, Korn und Weizen. „Hier“,

sprach mein Führer, „sollst du arbeiten, und zwar mähen.“ Ich scheue keine Arbeit, vielmehr hasse ich die Ruhe, erwiderte ich, aber ich habe noch nie eine Sichel in Händen gehabt, und verstehe auch keinen Halm oder eine Garbe zu schneiden. „Du wirst lernen,“ antwortete er, „was du nicht kannst und wirst es dann vermögen.“ Da wir nun den Acker erreichten, stand ein Schnitter vor uns, welcher die Sichel mit den rüstigen Armen auf eine solche Weise zu handhaben mußte und mit einer Emsigkeit vorschritt, als wolle er allein das grenzenlose Feld niedermähen. In der That hatte seine Sichel auch schon an diesem einzigen Tage das Getreide auf einer weiten Strecke Feldes zu Boden gestreckt. — „An diesen,“ sagte mein Führer, „schließe dich an, von ihm laß dich belehren, und dann unterstütze ihn.“ Ich betrachtete jenen gewaltigen Mann näher. Er war im kräftigen Mannesalter, und glich meinem Führer so sehr, daß ich zweifelhaft werden konnte, ob sie verschiedene Personen wären oder nicht. Mein Führer nahm nun eine Sichel, schnitt zwei oder drei Hände voll Getreide und zeigte mir dabei, wie ich es zu machen hätte. Der bereits in der Ernte begriffene Mann trat zu uns heran und begrüßte mich erfreut als seinen Mitarbeiter; darauf zeigte er mir, auf welche Art er mit der Linken die Ähren fasse und alsdann mit der Rechten abschneide. Ich ergriff nun die Sichel im Namen meines Herrn Jesu Christi; anfangs schritt die Arbeit nur langsam fort, dann aber machte die Übung mich fertiger. Mein Führer beobachtete und lobte meine Arbeit. Als er aber später bemerkte, wie ich mich zu sehr abmühte, indem ich nicht allein die Ähren, den Weizen und die Fruchtthalmen, sondern auch die unteren Teile des Strohes abschchnitt, sagte er: „Mein Herr bedarf des Strohes nicht, nur des Weizens, die Ähren und vollen Halme kommen in die Scheuern; es hindern dich, wie ich sehe, die Stoppeln und das Stroh.“ Er nahm hierauf noch einmal die Sichel und lehrte mich, wie ich das Stroh in der Mitte durchschneiden und die Fruchtthalmen allein ernten müsse. Beim Niederlegen der Sichel befahl er noch, keine gute Ähren liegen zu

lassen. Indessen arbeitete jener verehrte Vorgesetzte und rechtschaffene Herr, dessen Gehülfe und Mitarbeiter ich war, mit größtem Eifer mir zur Seite, und so oft er wahrnahm, daß ich der Hülfe benötigt sei, eilte er sogleich zu meiner Arbeit und half. Mein Führer blieb einige Stunden lang bei mir stehen und sah aufmerksam zu, ob wir es recht machten. Als ich nun unter dem Schneiden des Getreides einen nicht gar hohen Hügel erreichte, mich aufrichtete und mit den Augen das Feld durchlief, sprach ich zu meinem Führer: „Großer Gott, ist es möglich! was für Zeit wird dazu gehören, diese grenzenlose Ernte zu schneiden!“ Doch siehe! ich sah aus der Ferne her auch Andere daherkommen; hier einen, dort zwei, welche auch in den verschiedenen Abteilungen des Feldes die Schnitterarbeit selbst begannen. Freilich schienen es mir noch immer zu wenige für die unbegrenzte Ausdehnung des Feldes und die Menge des zu erntenden Getreides. — Indessen schnitt ich hier mit meinem Ehrfurcht einflößenden Mitarbeiter und Vorgesetzten, wie es mir schien, viele Tage lang, so daß es für mich schon den Anschein gewann, es würde nicht unmöglich sein, durch beharrliches Arbeiten dieses Erntefeldes mächtig zu werden. Wenn wir müde wurden, gingen wir zum Bache, und dann fehlte es nicht an Brot, Fischen und Fleisch, um uns zu stärken. Alles teilte mein Gefährte in großer Liebe mit mir. Auch nahen sich uns die Arbeiter von der rechten und linken Seite. Dabei war mir unter dem Arbeiten und Schneiden in solcher Gesellschaft die ganze Erntezeit über nicht anders zu Mute, als wenn ich im Himmel wäre. Mein Führer hatte sich bald gegen die Abendzeit des ersten Tages der begonnenen Erntearbeit entfernt, ohne daß ich wußte wohin; ich war der Meinung, daß er in anderen Gegenden des Feldes das Werk treibe. Für Unterhalt sorgte der Herr der Ernte, und wir litten so wenig an etwas Mangel, als wir auch nicht viel darum besorgt waren, daß die Ernte so groß oder gar, wie wir meinten, unendlich war, auch nicht darum, daß unserer so wenige waren; doch machte es uns Sorge, daß, wie uns nicht entging, der Winter herannahe,

und wir einen Teil der Ernte ungeerntet außerhalb der Scheuern übrig lassen möchten. Endlich bemerkte ich, wie sich die Kräfte, nicht meines Geistes, sondern meines Körpers, von der beständigen Anstrengung beim Mähen und Schneiden verminderten, und daß ich entweder einer Ruhezeit genießen, oder doch auf dem Acker mich niederlassen müsse. Hier stärkte mich der Anblick meiner arbeitenden Gefährten sehr, insbesondere erfrischte mich jener mein Vorgesetzter und Werkmeister, dem ich beige stellt war, und so harrte ich auch krank noch in der Arbeit aus und tat, was ich vermochte. Jedoch nach einigen Tagen wurde ich, ohne zu wissen, von wem oder wie, aufs Lager gebracht, ganz erschöpft und krank. So daliegend und schwer atmend warf ich einen Blick auf meine Brust, und sahe meinen ganzen Körper so abgefallen, daß nichts übrig war, als unter der Haut jämmerlich zusammenhängende Knochen. Bei alledem aber war ich im Geiste sehr getrost, und nur um das Eine bekümmert, es möchte dem teuern Hausherrn beim Einbruch des Winters auf dem Felde etwas ungeerntet stehen bleiben. Während ich lange so, bald von Besorgnis gebeugt, bald von Hoffnung aufgerichtet wurde, trat unerwartet jener mein Befreier aus der felsigen Wüste, mein treuer Führer, neben mich. Er hatte noch einen anderen Mann bei sich, der, seiner Miene und ganzem Ansehen nach, gleichfalls ein Apostel war, Andreas oder Philippus pflegen in der Art gemalt zu werden. Mit der heitersten Miene tröstete mich nun mein Führer reichlich durch freundlichen Zuspruch. Und ich gewahrte, während ich ihm aufmerksam zuhörte, zur Rechten, dem Bette gegenüber, das Bildnis des gekreuzigten Christus, auf welches ich in dem Brunnen geworfen worden war, an der Wand befestigt, ganz in derselben äußeren Gestalt, aber von durchaus veränderter Beschaffenheit. Denn in dem Brunnen war alles Fleisch am Leibe des Gekreuzigten hellglänzend; hier aber war es an allen Gliedern so sehr abgezehrt, daß man jeden einzelnen Knochen und jedes Glied hätte zählen können, und es war Sein ganzes Ansehen Trauer erweckend. Mein Blick fiel abermals auf meine

Brust, und nun bemerkte ich, daß sie eben auch aus nichts, als mit Haut bedeckten Knochen bestand, und ich vermochte wirklich vor Schwäche kaum Atem zu holen. Da klopfte derselbe Paulus, mein Führer, mit dem Finger an meine Brust, und, indem er mit dem Finger der rechten Hand auf den vor mir befindlichen Christus zeigte, sprach er: „Diesem mußt Du ähnlich werden!“ —

„Durch diese Berührung, sowie durch das Hinzeigen und das Hören jenes Ausspruches wurde ich aufgeweckt, und das Traumgesicht verschwand, aber es hinterließ für meinen Geist einen bewundernswürdigen Stoff zum Nachdenken über die mir angedeuteten Wahrheiten. Einem unter den Mönchen hier jemals etwas zu erzählen oder mit ihnen darüber zu sprechen, hatte ich keine Neigung, weil sie mich verlacht haben würden. Soviel schien mir aber außer Zweifel, daß mir etwas Großes angezeigt worden sei. Mein Gott, welche törichte und ganz verfehlten Erklärungen aber habe ich mir gemacht! Die felsige Einöde, in welcher ich in Lebensgefahr schwebte, erklärte ich mir als mein im weltlichen Stande zugebrachtes früheres Leben; meinen Führer aus der Wüste hielt ich für den Franziskaner-Orden; die Ernte hielt ich für die Früchte der Religions-Übungen. Dem stand freilich entgegen, daß ich in dem ganzen Traum keinen Mönch wahrgenommen hatte, so wenig als irgend einen mönchischen Gebrauch. Vielmehr, als ich nun ein Mönch wurde, wurden mir die Regeln vorgelegt, es wurden mir die Statuten vorgelegt, die Erklärungen der Regeln und die Ausnahmen davon. Da erst geriet ich in Wahrheit in eine Wüste, wurde in Wahrheit versucht und vom Teufel gepeinigt. Da erfuhr ich, daß nirgends weniger, als in einem Mönchsorden Ruhe der Seele, Sündenvergebung, Glaube und Gewißheit des ewigen Lebens zu finden sei. Denn ich legte mir hier selbst noch Arbeiten hinzu, überzählige Werke der Frömmigkeit, durch welche überflüssige gute Werke ich meine Sünden abverdienen wollte, durch Psalmengesänge, tägliche Messen, ausgewählte Gebete, Nacht-

wachen, Stillschweigen u. s. w. — Ich erwählte mir noch mehr Schutz-Patrone unter den Verstorbenen, heiligen Aposteln, Märtyrern, Heiligen u. dgl. welche ich zu Mittelspersonen machte zwischen mir und Christus, aber ich wurde durch sie nur immer mehr in die Irre geführt, beinahe sieben Jahre lang. Ich mußte ein großes Buch schreiben, wenn ich diese Mühseligkeiten, die durchwachten Nächte, die Kämpfe unter meinen theologischen Studien und die Irrgänge, durch die ich geführt wurde, aufzählen wollte. Ich habe der Reihenfolge nach die Bücher des Aristoteles erklärt und in kurze Summarien gebracht. Das habe ich von Anfang bis zu Ende zwei Mal getan durch alle Fragen und Begriffsbestimmungen jener vier Bücher hindurch. Ich arbeitete des Nachts, während die anderen Mönche schliefen. Den ganzen dritten Teil des Alexander von Hales von der Gnade, von der Sünde und von guten Werken habe ich abgeschrieben und auf die Hauptsätze zurückgeführt. Ich las den Bonaventura, den Gabriel Biel, und bei allem suchte ich, wo das Heil zu finden, worauf unsere Hoffnung zu gründen sei, ich las auch einige der älteren Kirchenväter, von denen mir Augustinus in seinen Büchern von der Gnade, vom freien Willen, von der Verschuldung der Sünder und von der Vergebung, von dem Fall und von der Gnade, sowie dessen Psalterium wunderbar gefielen. — Aber die Hesen der Scholastiker und überlieferten Meinungen hatten mich so blind gemacht, daß ich nichts Gewisses finden konnte, als nur so viel, daß ich ein elender Sünder sei, dem das Urteil gesprochen worden, ein schlechter Baum, der schlechte Früchte trage und darum abgehauen und ins Feuer geworfen werden müsse. Die Mönche hatten mich zum Vorleser während der Mahlzeit bestimmt, wo ich denn sieben Jahre hindurch die Bibel mit der Erklärung des Lyrca so oft vorlas, daß ich sie fast wörtlich auswendig konnte. Doch war mir alles ein verschlossenes Buch, ob schon ich gern von den Geschichten der Patriarchen und der Könige sprechen mochte. Eine Anwendung davon vermochte ich in keiner Art zu machen, als etwa insofern sie

Beispiele der Sittlichkeit darboten. Ich Armer teilte das Loos des blutflüssigen Weibes; denn ich erlitt viel von meinen Aerzten, und ich wurde, anstatt gesund, täglich nur mit neuen Wunden geschlagen. Ich verzweifelte endlich auch an den Studien; ich lernte allerlei Handarbeiten, die Schönschreibekunst, das Drechseln, brachte mit der Art und der Hacks die Zeit hin, und zürnte gar meinem Schöpfer, daß Er mich geschaffen habe und doch nicht vollkommen mache, sondern durch meine bösen Werke mir selbst ewige Strafen bereiten ließe. Ich übergehe meine Versuchungen wegen der Gnadenwahl mit Stillschweigen, durch welche ich so in den äußersten Abgrund der Hölle hineingeriet, daß, wenn ich einmal meinen Beichtvater oder andere Mönche um Hülfe und Aufschluß anflehte, ich sie durch meine Schlüsse bald so in Versuchung verstrickte, daß endlich niemand mehr meine Beichte hören wollte.

„Da aber erbarmte sich der Herr meiner, so wie aller Heilshungrigen, zu dieser unserer Zeit. Er sandte im Jahre 1517, meines Alters dem siebenundzwanzigsten, Seinen Diener, den zu diesem Werke auserwählten Boten, Dr. Martin Luther, daß er von der wahren Buße, Sündenvergebung und Genugthuung für die Sünde schrieb, indem er zuerst diejenigen Schätze bekannt machte, welche mit den Worten anfangen: „Unser Herr und Meister“ u. s. w. — und ich ahnte sogleich, daß er der Mann sei, welcher in der Wüste zu mir gekommen war. Denn auf der Stelle öffnete mir Gott meine Augen und Ohren. Luther ergriff mich, führte mich zur Quelle, warf mich auf Christum, unterwies mich in der Arbeit auf dem Erntefeld des Herrn und leitete meinen Anfang und Fortgang. Ihm verband ich mich gleich im Jahre 1517 mit Leib und Seele zum Bekenntnis Christi. Fünffmal erklärten die Mönche mich in den Bann, volle anderthalb Jahre bewachten sie mich so strenge, daß ich ebensowenig mit irgend einem Menschen sprechen, als einen Briefwechsel führen konnte. Dessenungeachtet bedrohten sie mich mit ewigem Gefängnis und lebendig Begrabenwerden, wie sie das denn wirklich an

Johannes Hiltenius vollzogen haben. Sechs Jahre lang bekannte ich das Evangelium unter den Mönchen, und, wo es anging, verkündigte ich Christum und predigte, daß Sündenvergebung und ewiges Leben allein durch den Glauben an Ihn, den Sohn Gottes, gefunden werde. Endlich nach siebenjährigen Qualen befreite Gott auch den Leib dessen, dessen Gewissen Er bereits befreit hatte, vollständig aus der Gewalt ihrer Hände. Im Jahre 1527 kam ich nach Zwickau, dann ward ich nach Gotha geschickt und genugsam durch die einzelnen Plätze auf dem Acker herumgeführt. Aber, mein Herr, ich bedarf vor allem aller Deiner Erbarmungen; ich war ein schwacher Knecht, denn ich könnte auch nicht das Geringsste zurückgeben für solche unverdienten Gnadenerweisungen. Wie soll ich es auch vergelten meinem Führer und Vorgesetzten, Luther, meinem Leiter und Mitarbeiter in dieser Ernte? Wie seinem Genossen Melancthon? Aber auch sie haben, wie Gott, der Vater, und wie Christus, mein Erlöser, umsonst mir wohlthun wollen. Ich aber habe zwar von aller Freigiebigkeit einen gar kärglichen Gebrauch gemacht, obschon alles, was von Christo ausging, Honig für mich war; ja, es war jenes Brot, welches vom Himmel gekommen ist, und denen, die es genießen, das Leben gibt, und jenes Wasser, durch welches, wer davon trinkt, in Ewigkeit nicht dürstet, vielmehr Ströme des lebendigen Wassers von seinem Leibe fließen läßt, ein in das ewige Leben ausströmender Quell. So habe ich mit meinem Vorgesetzten, meinem würdigen Vater in Christo, Luther, dem Boten Gottes in dieser Ernte, vom Jahre 1517 bis zu diesem 1546sten Jahre durch Gottes Gnade gearbeitet, und Gottes Gnade ist an mir gebrechlichen, unwürdigen und an sich selbst unnützen Werkzeuge nicht vergeblich gewesen. Luther durfte heimgehen aus der Ernte, ich aber mußte und darf mit meinem schwachen Leibe, wie ich's im Traume gesehen, noch weiter arbeiten in der Ernte des Herrn.“

3.

Das Dorf in den Bergen.

Herr M—, ein Kaufmann aus Amerika, der an der Spitze eines der ersten Handlungshäuser in Paris stand, besuchte vor einer Reihe von Jahren die Fabriken in den Gebirgsgegenden der Departements der Loire und Puy de Dôme in Frankreich. Sein Weg führte ihn durch liebliche, fruchtbare Gegenden, die eben im Frühlingschmuck prangten. Oft hielt Herr M. mit seinem Begleiter an, um den wunderbaren Anblick der herrlichen Landschaft recht zu genießen. Den Hintergrund bildete eine hohe Bergreihe, über deren Gipfel aus weiter Ferne der Montblanc mit seiner glänzenden Spitze sich zeigte. Interessant war zugleich in dieser herrlichen abgeschiedenen Landschaft die Vereinigung von Industrie und Ackerbau; hohe Fabrikschornsteine erhoben sich zwischen Scheunen und Stallungen und fleißige Bauern pflügten und eggten zwischen Schmieden und Eisengießereien; lachende Wiesen und Acker lagen inmitten von Fabriken und Gruben.

Durch solche herrliche und gewerbereiche Landschaft zu fröhlichem Lobe Gottes gestimmt, erreichte Herr M. mit seinem Begleiter nach längerem Weg ein Dorf, das an einem Bergabhange lag. Vor einem freundlichen Hause, an das er zuerst kam, hielt er an, um sich nach dem weiteren Wege zu erkundigen. In dem Augenblick sah er mehrere Frauen an die Fenster kommen, die ängstlich nach einem kleinen Kinde sahen, das auf der Straße spielte; und sowie er seine Bitte aussprach, ihm den Weg anzugeben, erhob sich ein lauter Angstschrei der Frauen. Die Reisenden sahen sich erschreckt um. Das Kindchen war in der äußersten Gefahr, unter eine Kohlenkarre zu geraten, die eben im Schusse den Berg herunterkam. Schnell sprang M.'s Begleiter hinzu, riß das Kind vor dem Wagen weg und brachte es in

Sicherheit. Eine ältere Frau, die im zweiten Stock aus dem Fenster sah, dankte ihnen herzlich für die Rettung des Kindes und gab ihnen die Richtung des Weges, nach der sie sich erkundigt hatten, freundlich an. „Liebe Frau!“ erwiderte M., „mein Begleiter hat ja nichts als seine Schuldigkeit getan. Wir sollen anderen tun, was wir wünschen, das sie uns tun sollen; und wir sind ja in dieser Welt untereinander verbunden, um uns zu helfen und zu dienen. Sie zeigten uns, den Reisenden, den rechten Weg, und so ist es ja auch nur eine Freude für uns, daß wir imstande waren, Ihnen diesen Dienst erzeigen zu können. Die Heilige Schrift gibt uns in dem Evangelium das Leben und Vorbild unseres Herrn Jesu Christi, der zu uns armen, in Sünde und Unwissenheit verlorenen Menschenkindern in die Welt gekommen ist, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ Sichtlich bewegt entgegnete die Frau: „Wie freue ich mich, Sie so reden zu hören, mein Herr; solches hört man nicht leicht in unserem Dorfe, und besonders nicht von einem Fremden.“ — „Liebe Frau,“ entgegnete M., „wir sind alle hier Gäste und Fremdlinge, die nach der Ewigkeit reisen. Es ist nur Ein Weg, nur Ein Führer, nur Ein Heiland, der uns sicher leiten kann. Kennen wir Ihn, glauben wir an diesen einigen Heiland, den Herrn Jesus, dann sind wir alle eins in Ihm, wir mögen alt oder jung, reich oder arm sein; und wohnt auch auf Erden der Eine hier, der Andere dort, wir kommen einmal alle zusammen in der himmlischen Stadt, wohin der Herr Jesus uns vorangegangen ist, um uns die Stätte zu bereiten.“ — „O, lieber Herr, wollen Sie nicht so gut sein und ein wenig absteigen? Es sind unserer mehrere hier im Orte, die in diesen Wahrheiten ihren einigen Herzens-trost finden; wir haben aber so sehr selten Gelegenheit, davon andere sprechen zu hören, und es ist das doch so stärkend und tut uns so nötig. Wenn es nicht zu viel verlangt ist von Ihrer christlichen Liebe, dann machen Sie uns doch die Freude und kommen Sie, wenn auch nur für einen Augenblick, zu uns ins Haus.“ — „Nun,“ erwiderte freundlich lächelnd der Fremde, „ich habe freilich keine Zeit

übrig; aber das kann ich doch nicht abschlagen, wenn mir der Herr so unerwartet in den Bergen die Freude machen will, Mitpilger zu finden, mit welchen ich einmal hoffen darf, ewiglich im Vaterhause zusammenzuhause.“

Indem er das sagte, stieg er in freudiger Eile vom Pferde und ging die Treppe hinauf. An der Thür empfing ihn die gute Frau, eine Witwe von 60—70 Jahren, und führte ihn in ihre Stube. Er fand sie da umgeben von mehreren Töchtern und Enkelinnen, die alle fleißig an der Arbeit waren auf fünf Webstühlen, auf welchen sie kostbare seidene Tücher und Bänder webten. Sie waren alle reinlich und nett gekleidet und der ganze Anblick der Stube gab Zeugnis von christlicher Arbeitsamkeit, Genügsamkeit und Frömmigkeit. „O mein lieber Herr!“ sagte die Frau, indem sie dem Eintretenden mit herzlicher Freude die Hand drückte, „wie bin ich doch so froh und glücklich, daß ich solch einen Besuch bekomme!“ — „Liebe Frau, wie freue ich mich gleichfalls, unter Ihr Dach einzugehen.“ — „Sie haben von dem Herrn Jesus Christus zu uns gesprochen und darum schätze ich mich glücklich, Sie aufzunehmen.“ — „Ja, liebe Frau, aber ich bin von Natur auch nur ein armer, verdammungswürdiger Sünder, der allein selig werden wird durch das Kreuz Christi.“ — „Gestern war ich in St., wo man gerade mit großer Feierlichkeit ein Kreuz auf der Straße aufrichtete; waren Sie auch da?“ — „Nein! das doch nicht. Wir können keinen Nutzen darin sehen, daß Kreuze auf den Straßen aufgerichtet werden; Gott will, daß wir im Glauben das Kreuz Christi ergreifen und in unserem Herzen tragen, und durch Ihn der Welt gekreuzigt sind.“ — „Aber, lieber Herr, nehmen Sie mir eine Frage nicht übel: wie nennen Sie sich?“ — M. nannte seinen Namen. — „Das ist mir recht lieb zu wissen,“ erwiderte lebhaft die Witwe, „und ich denke Ihren Namen wohl zu behalten; aber das ist's doch eigentlich nicht, was ich meinte. Ich möchte gern wissen, ob Sie Protestant oder Katholik, Pastor oder Priester sind.“ — „Keins von beiden; ich bin ein Kaufmann und wünsche, nichts zu sein als ein Christ und keinen anderen Namen zu

haben, als den eines Jüngers Christi.“ — „Nun, das ist gerade so, wie es mit uns auch ist, aber, wenn ich so frei sein darf, sind Sie Katholik oder Protestant?“ — „Katholik,“ entgegnete M., und die gute Witwe, sichtlich verlegen durch diesen unerwarteten Bescheid, bemerkte: „Das hätte ich nicht gedacht; denn es kommt doch nicht leicht vor, daß Katholiken solche Reden führen, wie Sie getan.“ M. erklärte ihr dann: „Ich bin ein Katholik, im rechten Sinne, d. h. ein Glied der allgemeinen, christlichen Kirche, der Gemeinde des Herrn, gehöre also nicht zu denen, die sich römisch-katholisch nennen. Ich liebe alle, die den Herrn Jesum aufrichtig lieben. Da frage ich denn nicht erst, zu welcher Abteilung sie gehören, wenn ich nur finde, daß sie wirklich Schafe des guten Hirten sind und unter der Leitung und Pflege des einen wahren Bischofs oder Aufsehers der Seelen ihre Nahrung und Weide haben.“ — „O! was ist das doch eine Gnade von unserem lieben Herrn, daß Er uns einen der Seinen zugeführt hat, der gerade so steht, wie wir!“ rief die Frau mit großer Bewegung aus und setzte hinzu: „Ich will es Ihnen nur frei heraus sagen, lieber Herr, wir gehen weder zur Messe, noch zur Beichte; denn wir haben in unserem Testamente davon nichts gefunden, daß wir müßten Menschen, die Sünder sind, wie wir, unsere Sünden bekennen und Büßung leisten, um selig zu werden, noch daß wir die Hostie anbeten müßten; wir glauben, Gott wohlgefällig anzubeten durch Jesum Christum, wo wir sind, in der Kammer, im Keller oder auf den Bergen.“ — „Und ich meinerseits muß Ihnen sagen, liebe Frau, daß ich ganz erstaunt bin, Leute von solcher Stellung in dieser Gegend zu finden; bitte, sagen Sie mir doch, gibt es noch mehrere, die darin mit Ihnen eins sind?“ — „Nun, es sind doch hier und rund herum in den Bergen deren 3—400 zerstreut. Sonntag Abends und sonst, so oft wir können, kommen wir zusammen, um gemeinschaftlich zu dem Herrn Jesus zu beten, im Testament zu lesen und miteinander von unserer Seligkeit uns zu unterhalten. Wir sind freilich von der „Geistlichkeit“ so hart verfolgt, daß wir das nicht

so öffentlich tun können, wie wir wohl möchten. Man nennt uns Kezer und Schwärmer. Aber das können wir gut ertragen, und ich hoffe, auch noch mehr als das, wenn es sein müßte, um Dessenwillen, der so viel für uns gelitten hat.“

Während dieser Unterredung hatte die Stube sich immer mehr mit Leuten gefüllt. Die liebe Witwe hatte es in der Nachbarschaft sagen lassen, und wer nur eben von der Arbeit abkommen konnte, drängte sich eifrig herbei, um ein Wort von dem Manne Gottes zu hören. M. wünschte ihr Testament zu sehen. Man reichte es ihm. Das Buch trug so deutliche Spuren des fleißigen Gebrauchs von den Händen der Weber und Arbeiter, daß die Blätter fast alle abgenutzt waren. Das Titelblatt fehlte, sodaß M. nicht mehr sehen konnte, was für eine Ausgabe es war. Indem er sich das Buch besah, trat eine Frau von sehr anständigem Aussehen näher zu ihm heran und sagte: „Lieber Herr, ich habe schon seit mehreren Jahren mir alle Mühe gegeben, ein Neues Testament zu kaufen, aber vergeblich; ringsherum in all den Ortschaften konnte ich keines aufreiben, ich mochte dafür bieten, was ich wollte. Könnten Sie mir vielleicht nicht eines verschaffen: ich will gerne dafür bezahlen, was Sie verlangen?“ — „Nicht nur eines, gute Frau; ein halbes Duzend will ich übermorgen schon hierher schicken.“ — „Nein! ist das möglich?“ riefen erstaunt die guten Leute — „dürfen wir eine so freudige Nachricht für wahr halten und auf Ihr Versprechen uns verlassen? Das ist doch zuviel. Wir wollen Ihnen dann gleich die Bücher bezahlen, wenn Ihnen das so recht ist!“ — „Ihr könnt euch darauf verlassen; so Gott will und ich lebe, schicke ich euch die Testamente, so schnell wie möglich. Aber dann müßt ihr mir auch den Gefallen tun und die Testamente als Geschenk annehmen als ein Zeichen meiner Dankbarkeit für die Freude, die der Herr mir so ganz unerwartet hier in den Bergen in der Gemeinschaft Seines Volkes hat zuteil werden lassen.“

Das Gespräch wandte sich dann auf den hohen Wert

des Wortes Gottes und die schwere Verschuldung derjenigen, die dasselbe den armen, verlorengelassenen Menschen vorenthalten. Nach einer Weile fragte die Witwe ihren Gast unter anderem: „Sagen Sie uns doch einmal, lieber Herr, wie geht es jetzt eigentlich so in der Welt zu? Geschieht nicht etwas Besonderes für das Reich Gottes? Sehen Sie, wir leben hier so ganz abgeschlossen von der anderen Welt in unseren Bergen und haben keine Gelegenheit, etwas zu erfahren von dem, was draußen geschieht. Aber es ist uns oft so, wenn wir so darüber reden, als finge Gott in unseren Tagen ein großes Werk auf Erden an.“ — M. nahm mit Freuden Veranlassung, den guten Leuten in einem kurzen Ueberblick von den Großtaten des Herrn zu erzählen, die Er zu unserer Zeit in dem Werke der Mission unter den Heiden und durch die einfache Predigt des Evangeliums auch in der weiten bekennenden Christenheit und durch die Bibelgesellschaften ausrichtet. Seine Zuhörer waren entzückt vor Freude und Bewunderung über alles das, was sie hörten; von Herzen stimmten sie ein in das Gebet, womit M. schloß: „Herr, komme bald und segne noch Dein Volk und Werk in Eile!“ —

So sehr auch die Zeit drängte zur Fortsetzung der Reise, waren doch drei Stunden hingegangen, ehe M. sich aus dem Kreise dieser lieben Leute losreißen konnte, unter welche der Herr ihn so unverhofft geführt hatte. Beim Scheiden ermahnte er sie, gedrungen von der Liebe Christi, sich einzig und allein an das Wort Gottes zu halten, mit einfältigem Herzen dem Herrn Jesu anzuhängen und Seiner Leitung sich zu überlassen.

Der Abschied war sehr ergreifend. Tränen der Freude, der Dankbarkeit und der Wehmut flossen reichlich. Der Reisende zog seine Straße fröhlich, unvergleichlich mehr erfreut über das, was er im Reiche der Gnade hatte sehen dürfen, als über die herrlichen Landschaftsbilder, welche die Natur ihm darbot.

In der Stadt S., wo er zunächst verweilte, hatte er mit den angesehensten Männern der Stadt geschäftliche

Verbindungen, die er dazu benutzte, als gälte es nur die Neugierde eines Reisenden zu befriedigen, um genaue Erkundigungen über jenes Dorf in den Bergen, in Bezug auf Beschäftigung und Charakter seiner Einwohner einzuziehen. Der Bürgermeister der Stadt gab ihm darüber folgenden Bescheid: „Die Leute des Dorfes arbeiten in den Kohlenbergwerken, treiben Fuhrwerk und bauen das Land. Die Frauen und Kinder weben. Es ist ein sonderbares Volk. Sie sind höchst überspannte Schwärmer, aber die rechtschaffensten Arbeiter in der ganzen Gegend, die Redlichkeit selbst. Wir brauchen gar nicht unsere Seide zu wiegen, weder beim Ausgeben noch beim Abliefern; denn wir können ganz sicher sein, daß wir nie um einen Pfennig zu kurz kommen. Zugleich sind sie bei ihrer Ehrlichkeit die gutherzigsten Leute der Welt. Sie zögen wohl ihre Kleider vom Leibe, um sie Armen zu geben. Man findet in der That gar keine Gottlosigkeit unter ihnen. So arm sie auch sind, herrscht unter ihnen Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Wohltätigkeit, und eine große Liebe gegeneinander. Aber nur eins: kommen Sie mit ihnen auf Religion, so ist's vorbei. Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie dumm, einfältig und sonderbar die Leute darin sind. Sie gehen weder zur Messe noch zur Beichte, mit einem Worte, sie sind keine Christen und doch das christlichste Volk von der Welt. Ja, sie sind uns ein Wunder. Denken Sie sich nur! Meinen Sie, die Leute gingen, wenn sie nun die Woche hindurch sich hart geplagt haben, am Sonntag in ein Wirtshaus zum Tanz oder sonst zu einem Vergnügen, um sich zu erholen? Nein! statt dessen kommen sie bald hier, bald da in ihren Häusern, oft auch in den Bergen zusammen, lesen miteinander aus irgend einem Buche, meist aus der Bibel, beten und singen geistliche Lieder.“ —

Dieses, für die lieben Leute so günstige Zeugnis fand M. von verschiedenen Seiten her bestätigt. Wo er sich erkundigte, hörte er überall von ihrer Redlichkeit und ihrer Mildtätigkeit rühmen und überall wurde ihm auch das, was sie selbst ihm erzählt, bestätigt, daß ihr Eifer in ihrer

Religion so groß sei, daß sie von den verschiedenen Ortschaften zusammenkämen und in den Bergen sich versammelten, selbst in der Kälte oder bei schlechtem Wetter, abends um 8 oder 9 Uhr, um nicht durch feindliche Leute im Singen und Beten gestört zu werden.

Natürlich wurde durch solche Berichte die Teilnahme unseres reisenden Freundes für dieses verborgene Volk des Herrn nur noch erhöht. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Lyon schickte er denselben sechs Neue Testamente und 2 Exemplare einer christlichen Schrift. Nicht lange nach seiner Rückkehr nach Paris empfing er durch Vermittlung eines Freundes in Lyon einen Brief von der Witwe, die er besucht hatte. Der Brief lautet in treuer Uebersetzung also:*)

„Lieber Herr M.!

Ich bin so frei, Ihnen zu schreiben, um Sie meiner aufrichtigen Hochachtung zu versichern und Ihnen anzuzeigen, daß wir die 6 Neuen Testamente richtig empfangen haben, welche Sie so gütig gewesen sind, uns zu schicken. Wir alle, meine Kinder, ich selbst, meine Nachbarn, wir wissen nicht, wie wir Ihnen den aufrichtigen Dank unseres Herzens für alle Ihre Liebe ausdrücken sollen. Denn wir haben nichts in der Welt, was uns so köstlich ist, wie das heilige, teure Wort Gottes, welches die beste Weide ist für unsere Seelen und ein zuverlässiger Wegweiser zum himmlischen Jerusalem.

„Da wir glauben und gewiß sind, daß der Geist unseres Herrn Jesu Christi allein Ihnen den Wunsch eingeben konnte, das Wort Gottes unter denen auszuteilen, die fähig gemacht sind, einen heiligen Gebrauch davon zu machen, so glauben und hoffen wir auch, daß der liebe Heiland selbst Ihr großer Lohn sein wird, und daß Er Ihnen, wie uns allen, die Gnade geben wird, Sein Wort zu verstehen, sodasß wir nicht zu Schanden werden bei Seiner Ankunft.

*) Dieser Brief, sowie die weiter unten mitzutellenden Briefe, werden in dem französischen Originale von der Amerikanischen Traktatgesellschaft aufbewahrt.

Dem das muß ja unser einziges und anhaltendes Verlangen sein in den Zeiten der Trübsal und Bedrängnis, in welchen wir leben.

„Im Blick darauf bin ich denn auch so frei, Sie, lieber Herr, zu bitten, uns noch einmal 6 Neue Testamente zu schicken für einige Freunde, die sich nicht nur über den schönen Druck, sondern besonders auch über die gute Ausgabe freuen, denn man braucht nur den Namen *le Maître de Sacy**) auf dem Titel zu lesen, um gewiß zu sein, daß diese Uebersetzung ganz treu und zuverlässig ist. Die Freunde, die mir den Auftrag gegeben haben, Sie noch um 6 Neue Testamente zu bitten, sind aber bange, Ihre christliche Liebe und Großmut zu mißbrauchen, und haben mir darum es besonders aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Sie, wenn Sie ihren Wunsch erfüllten, wozu Ihre christliche Liebe ihnen alle Hoffnung gibt, doch den Preis der Bücher dabei bemerken möchten; sie würden es dann mit Freuden für ihre Pflicht erachten, Ihnen den Betrag zuzuschicken, wenn ich den Empfang des Pakets Ihnen anzeige.

„Könnten Sie vielleicht auch noch 6 Stück von der uns gesandten Schrift beilegen?

„Ich bitte Sie, lieber Herr, die Freiheit, die ich mir genommen, nicht übel zu nehmen und versichert zu sein, daß ich im Geiste unseres Herrn Jesu Christi bin

Ihre
ergebene Dienerin,
Witwe —“

Der Empfang dieses Briefes belebte in M. aufs neue die innige Teilnahme, die diese frommen Gebirgsleute ihm eingeflößt hatten. Er erinnerte sich gern und oft der Freundlichkeit, mit welcher sie ihn aufgenommen, und solche Erinnerung trieb ihn in ein ernstes und tägliches Gebet zu dem Gott aller Gnade, daß Er, der in ihnen das gute

*) Es ist das der Name des Mannes, von dem die französische Uebersetzung der Heiligen Schrift für Katholiken herrührt. —

Werk angefangen, es auch vollführen möge, bis auf den Tag Jesu Christi.

Die Bitte der guten Frau erfüllte er in der Weise, daß er statt 6 ihr 20 N. Testamente schickte und es ihr frei stellte, sie sich bezahlen zu lassen, je nachdem jeder es vermöchte, aber solchen, die nach dem Besitze des Wortes Gottes verlangten, ohne die Mittel zu haben, ein Exemplar zu kaufen, es zu schenken. Der Witwe selbst aber machte er bei der Gelegenheit eine Bibel zu ihrem eigenen Gebrauche zum Geschenk, als Zeichen seiner christlichen Liebe, und legte auch noch eine Anzahl der gewünschten Schrift und anderer Erbauungsschriften bei.

Nach Empfang dieser Zusendung antwortete die Witwe unter dem 17. Juni 1821 also:

„Von Herzen wertgeschätzter Freund und Bruder
in unserem Herrn Jesu Christo!

„Es ist mir nicht möglich, Ihnen die Freude zu beschreiben, welche mein Herz empfand, als ich alle die schönen Bücher sah, die Sie so gütig gewesen sind, uns zu schicken. Ich konnte nicht anders, ich mußte immer wieder und wieder die eingeschlossenen Briefe lesen, die aufs neue beweisen, wie sehr Ihnen und Ihren Freunden die Ausbreitung des Wortes Gottes am Herzen liegt. Besonders aber kann ich nicht Worte finden, Ihnen zu sagen, welches einen seligen Genuß mir das Lesen in der ganzen Bibel macht, die Sie mir zu meiner großen Freude als ein Zeichen Ihrer christlichen Liebe geschenkt haben. Diese werthe Liebesgabe brachte mir um so mehr große Freude und Segen, als ich Willens gewesen war, in meinem letzten Briefe Sie um einige ganze Bibeln zu bitten; ich wagte es aber nicht aus Furcht, Ihre christliche Liebe zu mißbrauchen. Das Alte und Neue Testament sind ja, wenn man es recht versteht, nur Ein Testament; denn sie hängen ganz genau zusammen. Das Neue Testament ist der Schlüssel zu dem Alten und das Alte der Schlüssel zu dem Neuen. Ich habe gefunden, daß in so vielen Stellen des Alten Testa-

ments die Geburt, der Tod und die Verherrlichung unseres hochgelobten Heilandes in mehr oder weniger deutlichen Ausdrücken angekündigt ist. Ich las in den Weissagungen des Propheten Jesaias. Da sah ich dann, daß dieser Prophet von dem Heilande redet, fast, als hätte er mit Ihm auf der Erde gelebt. Ebenso fand ich Seine Wiederkunft in manchen Stellen vorherverkündigt, besonders im Hesekiel und Daniel.

„Die Kiste, die Ihre christliche Großmut uns zugesandt, erregte allgemeine Freude in den Herzen aller unserer Freunde in der Umgegend. Unmittelbar nach Empfang dieser Freudenbotschaft kamen sie von allen Seiten herbei, um sich ein Neues Testament zu verschaffen, und in weniger als fünf Tagen war die Kiste leer. Denen, die nicht die Freude und den Trost haben konnten, das ganze Neue Testament zu empfangen, gab ich Exemplare von dem Evangelium Matthäus, die Sie beigelegt hatten. Und doch war alles so schnell verteilt, daß manche leer ausgehen mußten, und mit sehnsüchtigem Verlangen fragen, ob nicht eine zweite Kiste nachkomme. Meine Bibel, sowie die anderen Bücher, die Sie mir geschenkt haben, beabsichtige ich, unter unsere Freunde in der Nachbarschaft auszuleihen, damit sie möglichst viel Nutzen schaffen mögen.

„Da ich hoffe, daß Sie mir die Ehre und Freude erweisen werden, uns den Empfang dieses Briefes anzuzeigen, so bitte ich Sie, mir dann auch zugleich zu sagen, wie ich Ihnen die 60 Franken, die ich für 15 verkaufte N. Testamente empfangen habe, zustellen soll.

„Unsere Brüder und Schwestern in Jesu Christo, die durch die Wirkung Seiner freien und unverdienten Gnade Seiner Wiederkunft warten zur Seligkeit, sind durch den echt christlichen Brief, den Sie ihnen durch mich gesandt haben, so erfreut und erbaut worden, daß sie mich gebeten haben, Ihnen ihre herzliche Dankagung dafür zu schreiben und Sie zu bitten, den Gruß ihrer Gemeinschaft in Jesu Christo in demselben Geiste anzunehmen. Mit ihnen vereinige ich mich, Sie und Ihre wertgeschätzten Freunde herz-

lich zu bitten, uns nicht zu vergessen in Ihren Gebeten zu dem Vater des Lichts, daß Er uns möge Gnade geben, in Christo zu bleiben, damit wir einmal alle uns finden in der Schar, die niemand zählen kann, in dem himmlischen Jerusalem. Amen!

„In Erwartung dieses seligen Tages bitte ich Sie, mich anzuerkennen als

Ihre
in Jesu Christo verbundene Schwester
und ergebene Dienerin,
die Witwe —“

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Brief Herrn M., wie den anderen christlichen Freunden in Paris große Freude bereitete. Er antwortete ohne Verzug der lieben Witwe, sprach ihr seine Freude über den Hunger nach dem Worte Gottes aus, der sich dort zeige, und sandte ihr 50 Neue Testamente mit der Zusage, ihr noch mehr zu senden, wenn's nötig wäre. Zugleich schrieb er ihr, daß er hoffe, da in einigen Monaten seine Geschäfte ihn wieder in die dortige Gegend führten, der Herr werde ihm die Freude vergönnen, sie noch einmal in ihrem Hause zu besuchen. Nach einiger Zeit empfing er folgende Antwort:

„Teurer Herr und Bruder in unserem
Herrn Jesu Christo!

„Möge die Gnade und Barmherzigkeit unseres hochgelobten Heilandes unsere einzige und alleinige Hoffnung sein in unserer Pilgerschaft hienieden. Ich bitte Sie und Ihre Freunde, für uns zu beten, daß der himmlische Tröster, den der Herr uns verheißen und gesandt hat, so gnädig sein wolle, unsere Herzen mit Seiner Liebe zu kräftigen. Denn ohne den Beistand Seines Gotteslichtes könnte doch alles uns nicht helfen, auch wenn wir das Alte und Neue Testament ganz auswendig lernten, ja es würde uns nur zu desto größerer Verdammnis gereichen in den Augen unseres Gottes. Ich bin nun imstande,

Ihnen die Anzeige zu machen, daß die Kiste mit den 50 N. Testamenten, die Sie uns wieder zu senden, die Güte gehabt haben, endlich wohlbehalten angekommen ist. Sie hatte mehrere Tage in dem Lagerhause in S. gelegen, ohne daß ich es wußte. Sobald ich davon benachrichtigt wurde, schickte ich eine meiner Töchter hin, um sich nach derselben zu erkundigen, da ich selbst gerade zu der Zeit so krank darniederlag, daß ich glaubte, der Tag meines Heimgangs aus diesem Lande der Gefangenschaft sei nahe. Seit einigen Tagen hat es sich aber wieder so weit mit mir gebessert, daß es scheint, daß nach Gottes Beschluß und Willen meine Pilgrimschaft noch wohl länger dauern und mir dann auch hoffentlich die Freude und Erquickung zu Teil werden wird, Sie wiederzusehen und mich mit Ihnen über das, was unseren ewigen Frieden ausmacht, zu unterhalten. Unter solchem Eindrucke der Nähe der Ewigkeit bitte ich Sie, meiner in Ihrem Gebete dahin zu gedenken, daß das kostbare Blut, welches mein hochgelobter Heiland so willig für mich und andere Sünder vergossen hat, an mir seine volle Kraft erweisen möge vor allem in dem Augenblicke, wo ich aus diesem Todestale abscheiden darf; denn mein Alter erinnert mich alle Tage daran, daß die Zeit nicht mehr fern ist. Glauben Sie mir, mein teurer Bruder in Christo, daß ich Sie nie in meinen Gebeten vergessen werde, so schwach dieselben auch freilich sind. Denn ich kann nimmermehr den Tag vergessen, an welchem Sie, getrieben von christlicher Liebe, in mein Haus traten und uns die wahrhaftige geistliche Nahrung mitteilten, die für Zeit und Ewigkeit dient, und wir uns miteinander über die Wiederkunft des Herrn für Seine Kirche und die Aufrichtung des Reiches Israhel unterhielten.

„Mit Verlangen sehe ich dem Augenblicke entgegen, wo ich die Ehre und Freude haben werde, Sie wiederzusehen; mittlerweile verbleibe

Ihre aufrichtig liebende Schwester in Jesu Christo
und ergebene Dienerin,
die Witwe —“

In einem folgenden Briefe, den M. kurz nachher empfing, wurde ihm mitgeteilt, daß die gesandten Bibeln und N. Testamente in zwei Tagen alle ausgegeben worden, und daß noch eine ganze Anzahl Leute, die aufs Dringendste danach begehrt, hätten unbefriedigt bleiben müssen, indem die Verteilung nur ein immer allgemeiner werdendes Fragen und Verlangen erregt hätte. M. war gleich entschlossen, nach Kräften einem solchen Verlangen entgegenzukommen. Da die Zeit, wo er seine Reise antreten wollte, nahe war, schickte er eine Kiste mit 100 N. Testamenten und 100 Bibeln mit passender Gelegenheit voraus nach Lyon und reiste selbst bald nachher ab.

Seine Reise ist durch einige merkwürdige Vorfälle bezeichnet, die uns auf eine so liebliche Weise die gute Hand Gottes, die mit ihm war, bekunden, daß es gewiß dem Leser Freude machen wird, sie sich umständlich erzählen zu lassen.

Von Lyon aus mußte Herr M. mit der gewöhnlichen Fahrpost reisen. Die Bibelfiste, die er mit sich führte, war aber so sehr groß, daß sie nur dann mitgenommen werden konnte, wenn man sie hinten auf den Wagen mit Stricken befestigte, was bei der Größe und Schwere der Kiste noch Arbeit genug kostete. Ja, die Mitreisenden machten anfangs große Schwierigkeit, mit einer so schweren Last hinten auf dem Wagen die Fahrt zu wagen, aus Furcht, es möchte dadurch ein Unfall eintreten, und willigten erst nach langem Zusprechen und nachdem M. jedem ein Buch zum Geschenk dargeboten, ein, die Kiste mitzunehmen. Der Weg führte durch eine ausschließlich von Katholiken bewohnte Gegend. Das Jahr vorher hatte M. in diesen Ortschaften viele Bibeln und Traktate ausgeteilt, später aber erfahren, daß die Priester nicht nur das Lesen derselben verboten, sondern die Bücher überall eingefordert und verbrannt hätten. Gott aber hatte Gedanken des Friedens über diese Gegend. Ohne Vermittlung einer menschlichen Hand streute Er Sein Wort unter dieses arme Volk reichlich aus. Als M. nämlich an dem Orte angelangt war, wo der Weg seitwärts in die

Berge zu unserem Dörflein abging, entdeckte er, daß die Bibelkiste sich oben weit geöffnet hatte, und nicht wenige Bibeln und N. Testamente unterwegs verloren gegangen waren! Man sah denn auch Leute auf dem Wege kommen, auf Karren oder zu Pferde, welche die einen eine Bibel, die anderen ein Neues Testament unter dem Arm hielten. Sie sagten, mehrere Stunden weit hätten die Leute hie und da solche Bücher auf der Straße gefunden, welche aus der Kiste gefallen waren, wenn der Weg holprig war oder es schnell bergab ging. Es kamen während des Abladens der Kiste noch immer mehr Leute herzu, jeder mit einer Bibel oder mit einem N. Testament, die sie gleich bereitwillig zurückgeben wollten. M. ersuchte sie aber freundlich, die Bücher nur zu behalten, die Gott selbst ihnen auf so auffallende Weise zu fleißigem Gebrauche zugeführt habe. Wiewohl sie mit dem Inhalte des Buches, das Gott ihnen so in die Hand gegeben, völlig unbekannt waren, so bedankten sie sich doch bei M. tausendmal für seine Güte und wollten, allem Ansehen nach sehr froh über den Fund, ihren Weg ziehen. M. hielt sie aber noch einen Augenblick zurück, indem er zu ihnen sagte: „Liebe Leute, es macht mir besondere Freude, daß ich so das Werkzeug gewesen bin, daß ihr das Buch Gottes bekommen habt, das uns das Wort vom ewigen Leben bringt indem es uns hinweist auf Jesus Christus, das Lamm Gottes, das für die Sünde der Welt starb. Wenn ihr fleißig darin leset und die darin enthaltene, köstliche Wahrheit in lebendigem Glauben aufnehmet in euer Herz, so wird es euch selig machen für Zeit und Ewigkeit.“ M. fand, als er die Kiste öffnete, daß 49 Bibeln und N. Testamente auf diese Weise zerstreut worden waren. Einige der Mitreisenden schienen geneigt zu sein, zu glauben, die Kiste sei absichtlich offen gelassen worden; M. versicherte sie aber, sie sei mit aller Sorgfalt in gewöhnlicher Weise verpackt und zugeschlagen worden, und er habe bis zu dem Orte des Aussteigens auch nicht im entferntesten daran gedacht, daß sich die Kiste öffnen könne.

M. traf Anstalt, daß die Kiste nach dem Dorfe zu der

Witwe geschafft wurde, und schrieb ihr dabei, er sei im Begriff, durchzufahren bis S., wo er sich einige Tage aufhalten müsse und hoffe von dort aus in den nächsten Tagen herüberzukommen, um sie und die dortigen Freunde zu besuchen. M. fuhr dann mit dem Postwagen weiter und kam denselben Abend noch nach S. Am zweiten Tag seiner Ankunft wurde er morgens früh sehr angenehm dadurch überrascht, daß etwa 50 bis 60 Leute — es waren alles Katholiken — sich vor dem Gasthaus, wo er eingekehrt war, versammelten und nach dem fremden Herrn fragten, der 2 Tage vorher mehreren ihrer Nachbarn und Bekannten das Buch geschenkt habe, welches, wie sie sich ausdrückten, die wahrhaftige Geschichte der Geburt, des Lebens, der Leiden, des Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi enthielte. Andere wußten das Buch bei seinem rechten Namen zu nennen, es sei das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. Alle begehrten mit großem Anliegen, ein Exemplar desselben zu kaufen. Sobald M. von der Absicht ihres Kommens unterrichtet war, trat er zu ihnen heraus auf den Balkon des Hauses, sagte ihnen, es tue ihm leid, daß er kein einziges Exemplar dieses heiligen Buches mehr bei sich führe, er wolle ihnen aber 100 Exemplare von Paris kommen lassen und jeder, der eines begehre, könne es dann bei dem und dem Kaufmanne (er nannte ihnen den Namen eines seiner Geschäftsfreunde) abholen. Diese Zusage, die M. ohne Verzug erfüllte, machte den Leuten große Freude, und während seines Aufenthaltes in S. hatte er das Vergnügen, zu erfahren, wie viele Arbeiter, die zum Liefern in die Stadt kamen, sich auch zugleich ein N. Testament bestellten. So läßt sich die Zahl der Bibeln und N. Testamente, die durch den anscheinend so unbedeutenden Umstand des Aufgehens der Kiste unter eine so dichte katholische Bevölkerung ausgestreut wurden, nicht angeben, bis der große Tag des Herrn kommt; noch weniger läßt sich darüber etwas aussagen, in welchem Maße sie dazu gedient haben, arme, unnachtete Seelen zu dem Herrn Jesu zu führen und sie selig zu machen.

Am Tage nachher kamen mehrere Männer aus unserem Bergdörflein zu M., die abgeschickt waren, um ihn im Namen aller Freunde dort zu begrüßen und ihn zu bitten, ihnen doch zu sagen, wann sie die Freude seines so lang ersehnten Besuches haben sollten. Er versprach den Besuch auf den anderen Morgen um 11 Uhr. In dem Wagen eines seiner Freunde fuhr er dann des anderen Tages hin; am Fuß des Gebirges empfingen ihn schon 12 oder 15 dieser lieben Gläubigen, die mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen ihn bewillkommten und ihn dann den Fußsteig hinauf zu dem Hause der Witwe geleiteten. Von allen Seiten her wurde ihm Beweise inniger, christlicher Liebe über seine Ankunft entgegengebracht. Sie liefen ihm entgegen, faßten ihn, die einen bei der Hand, die anderen bei den Zipseln seines Rockes und geleiteten ihn so bis in's Haus. M. war von Herzen gerührt über diese ungefärbte Liebe; wie groß aber war sein Erstaunen, als er beim Eintritt in's Haus etwa 80 Leute versammelt fand, die, wie mit einer Stimme, ihn aufforderten, ihnen das Wort Gottes zu verkündigen und auszulegen. M. entgegnete ihnen, er sei kein Prediger, nur ein geringer, einfacher Mann. Die guten Leute, die recht heilsbegierig danach verlangten, ein Zeugnis von der Gnade Gottes in Jesu Christo zu vernehmen, ließen sich aber nicht so leicht abweisen. Es war alles schon zu einer solchen Erbauungsstunde angeordnet. Am oberen Ende der Stube stand ein Tischchen mit einer grünen Decke, hinter demselben ein Stuhl und auf demselben die Bibel, die M. einige Monate vorher der Frau zum Geschenk gemacht hatte; für die zahlreichen Zuhörer waren Bänke gesetzt. M. sah bald, daß er den dringenden Bitten dieser lieben Gläubigen sich nicht entziehen könne. In betendem Aufblicke zu Gott um Beistand und Segen setzte er sich an den ihm bestimmten Platz und wollte im Namen des Herrn es versuchen, aus der Heiligen Schrift einige einfache Worte des Zuspruchs und der Ermahnung zu reden, wie es ihm Gott geben werde.

Die Lieblichkeit und Feierlichkeit dieser unerwarteten

Stunde wurde in M.'s Augen durch die ganze Umgebung erhöht. Die Stube war voll von Landleuten, die alle anständig geordnet auf Bänken vor ihm saßen, und über dieselben hinweg sah er durch die weit offen stehende Hostür den Abhang, an welchem das Haus stand, weit hinauf noch besetzt mit aufmerksam lauschenden Zuhörern. In weiterer Ferne sah man Herden still weiden, schönbelaubte Bäume säuselten im Winde und die ganze Natur schien einzustimmen in die Gefühle der Andacht, welche die ländliche Versammlung erfüllten.

M. begann mit ernster Anrufung der Gnade Gottes. Er las dann einen Abschnitt aus Apostelgeschichte 4 und verweilte besonders bei dem inhaltsschweren 12. Verse: „Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name dem Menschen gegeben, darinnen wir sollen felig werden.“ Er zeigte ihnen den Tod als den Sold der Sünde, hielt ihnen die schrecklichen Folgen der Übertretung des Gesetzes Gottes vor, sowie die gänzliche Unwirksamkeit aller Anstrengungen, die der Mensch in seiner Unwissenheit, in seinem Stolze und seiner Selbstgerechtigkeit machte, anstatt das Heil allein in Jesu zu suchen, wo es einzig und allein zu finden ist. Er sprach über die Liebe Gottes in der Sendung Seines Sohnes in die Welt, über die Notwendigkeit des vollkommenen Opfers Jesu Christi, das einmal für ewig am Kreuz geschehen, pries die Vollkommenheit und Allgenugsamkeit der ewigen Versöhnung und lud dringend alle Anwesenden ein, im Glauben das Opfer Christi anzunehmen, um das ewige Leben zu haben in Seinem Namen. — „Jesus ist es es, und nichts als Jesus,“ sagte er, „in welchem ihr Gnade und Vergebung finden könnt. Werft denn alle Selbstgerechtigkeit weg, und setzet eure Hoffnung allein und ganz auf die Gnade, wie sie euch dargeboten ist in der Person und dem Werke Jesu Christi. Entsaget der Sünde, und nehmet eure Zuflucht zu Jesu!“

In solcher Weise hatte M. etwa 15 bis 20 Minuten geredet. Der größte Teil der Zuhörer war zu Tränen gerührt, und man verspürte das Wehen des Heil. Geistes. Da

auf einmal sprang die Witwe plötzlich erschreckt von ihrem Sitze auf, lief zu M., und unterbrach seine Rede mit dem ängstlichen Rufe: „Lieber Herr M.! lieber Herr M.“ „Was ist denn? was gibt's?“ — fragte M. verwundert. „O! da unten sehe ich einige Herren mit unserem Bürgermeister kommen. Mehrere Frauen sind bei ihnen und sie gehen gerade auf unser Haus zu. Diese Leute gehören zu unseren heftigsten Widersachern. Soll ich nicht die lieben Freunde von draußen hereinrufen und die Thür zumachen?“ — „Nein! liebe Frau,“ sagte M., „nur ja nicht: im Gegenteil, womöglich die Thür nur noch weiter aufgemacht; vertrauen Sie nur auf den Herrn und überlassen Sie es mir, die Sache in Ordnung zu bringen.“

Es war indessen schon merkliche Störung in der ganzen Versammlung eingetreten, die sich dadurch noch vermehrte, daß einige unruhig ihre Sitze verließen. M. bat sie, sich zu beruhigen und sich still wieder niederzusetzen; er erinnerte sie daran, daß sie ja hier zu einem Zwecke versammelt wären, der nach Gottes Gebot und Ihm wohlgefällig sei, worüber die Engel sich freuten und die Teufel zitterten, wie sie dabei denn etwas vom fleischlichen Arme zu fürchten hätten. Ueberdem trat der Bürgermeister mit seinen Begleitern in die Thür. „Treten Sie nur herein, mein Herr, und nehmen Sie gefälligst da Platz!“ sagte M., indem er auf einen Stuhl in seiner Nähe hinwies. „Nein, mein Herr,“ entgegnete dieser, „ich ziehe es vor, hier stehen zu bleiben.“ „Ich muß es aber entschieden wünschen“, erwiderte M., „daß Sie die Gefälligkeit haben, hereinzukommen und mit Ihren Begleitern hier bei uns Platz nehmen.“ Auf dieses entschiedene Begehren hin weigerte sich der Mann des Gesetzes nicht länger, sondern setzte sich mit seinen Begleitern ganz in die Nähe des Tisches, wo M. saß.

M. fuhr dann, ohne auf die eingetretene Unterbrechung Bezug zu nehmen, fort zu reden, las aber dann aus der offen vor ihm liegenden Bibel Matth. 5, 10—12, laut vor:

„Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost! es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.“

Er schilderte ihnen dann die Leiden und Verfolgungen, welche die Apostel und ersten Christen wegen der Wahrheit, die da ist in Christo, erduldeten, stellte ihnen vor, mit welcher Standhaftigkeit und Festigkeit des Glaubens sie in allem dem weit überwunden hätten, um Dessen willen, der sie geliebt, und wie sie, getrieben von der Liebe zu ihrem Heiland, wohl gewußt, daß sie zu solchem freudigen Ertragen allen Grund hätten, da Er ja, wie eben gelesen worden, ihnen gesagt: es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. M. fuhr dann fort, mit großem Ernst und Nachdruck es hervorzuheben, welche nicht zu berechnende Verantwortung und ungeheure Schuld die auf sich lüden, welche, sei es in Unwissenheit oder absichtlich, die Anhänger Christi verfolgten: sie häuften damit sich selbst den Zorn auf auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes. Auf diesen großen Tag wies er hin, als nicht ferne, an welchem der gerechte Richter mit unbestechlicher Gerechtigkeit einen jeden richten werde, indem wir alle müßten offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, auf daß ein jeglicher empfangen, nachdem er gehandelt habe bei Leibes Leben, es sei gut oder böse.

M. sprach etwa eine Viertelstunde in dieser Weise mit großem Ernste, suchte besonders, unter stillem Gebete zu Gott, seinen neuen Zuhörern ins Gewissen zu reden. Die Wahrheit Gottes erwies auch ihre Kraft. Der Bürgermeister wurde sichtlich bewegt, wischte sich die Tränen aus den Augen, und als M. eben eine Pause machte, stand er auf und sprach mit unverkennbarer Rührung:

„Mein Herr, ich muß es nur bekennen, daß ich bis jetzt gegen manche der Leute, die ich hier sehe, feindselig eingenommen war und darum, soviel in meiner Macht stand, in meinen amtlichen Verhältnissen alles aufgeboten habe, um ihre Versammlungen, die ich für ungesetzlich hielt, aufzuheben und sie zu zwingen, in den Schoß der Mutterkirche zurückzukehren, welche einige schon seit mehreren Jahren verlassen haben. Aber wenn das alles, was Sie da eben sagten, wahr ist und mit dem Worte Gottes übereinstimmt, und wenn das Buch, das Sie da vor sich haben, eine getreue Übersetzung des Wortes Gottes ist, so muß ich Sie bitten, mir doch das Buch zu überlassen, daß ich es selbst durchlesen und mir dadurch ein richtiges Urtheil über seinen Inhalt verschaffen kann. Und wenn ich darin finde, daß Gott die Versprechungen und Drohungen, die Sie ausgesprochen haben, wirklich selbst ausgesprochen hat, so bin ich, darauf können Sie sich verlassen, so weit davon entfernt, diese in jeder anderen Beziehung so ordentlichen, stillen Leute zu verfolgen, daß ich vielmehr ihr erklärter Freund sein werde.“

Auf diese Äußerung hin ließ M. sich gleich einige Bibeln aus der mitgebrachten Kiste reichen und bot dem Bürgermeister, so wie jedem seiner Begleiter eine zum Geschenk an. Auf das Anerbieten desselben, die empfangene Bibel zu bezahlen, erwiderte M., daß es ihm eine besondere Freude mache, die Bibel ihm und seinen Begleitern zum Geschenk anzubieten, indem er hoffe, daß sie nicht allein Freunde dieser lieben Leute, sondern, was unvergleichlich wichtiger sei, Freunde des Herrn Jesu Christi werden würden, der der einzige Mittler zwischen Gott und Menschen sei.

M. ließ sich nun die noch übrigen Bibeln und N. Testamente bringen und verteilte sie unentgeltlich an die Armen in der Versammlung, die noch nicht mit dem Worte Gottes versehen waren. Während dessen traten die anderen, die früher schon eine Bibel empfangen hatten, zu dem Tische, um durch ihre Gaben ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen. Die einzelnen Gaben waren von 2 bis 10 Franken und häuften sich so, daß der Tisch bald bedeckt war. M.

sagte ihnen, er wünsche nicht, in solcher Weise ihre Gaben in Empfang zu nehmen: sie möchten sie lieber der Frau des Hauses geben und dabei ihre Namen anschreiben lassen, damit ordentlich mit einer Liste der Geber der Betrag an die Bibelgesellschaft geschickt werden könne. Sie ließen sich das dann, wenn auch ungern, gefallen. Die Witwe hatte indessen aus einer Schublade einen Beutel hervorgeholt, den sie dem Herrn M. mit dem Bemerkten gab: er enthalte 170 Franken, deren Empfangnahme er nicht verweigern könne, indem es der Erlös sei für die nach seiner Anweisung verkauften Bibeln und Neuen Testamente an solche, die sie bezahlen könnten. Herr M. übergab aber der Frau des Hauses das ganze Geld mit der Bitte, daß der Betrag unter die drei unglücklichen Familien ausgeteilt werden möge, die, wie sie ihm erzählt, durch den Einsturz einer Kohlengrube ihre Ernährer verloren hätten.

Wie sie das hörten, drängten sie sich um M. her und überschütteten ihn unter vielen Tränen mit Danksagungen und Segenswünschen. M. hatte nie in seinem Leben einen so rührenden Auftritt erlebt. Es wurde ihm nicht leicht, den Äußerungen einer so zärtlichen und ungefärbten Liebe sich zu entziehen. So gerne er auch noch länger bei ihnen verweilt hätte, mußte er doch abreisen und nahm darum Abschied von ihnen, indem er sich noch einmal mit ihnen im Gebete vereinigte und Gottes reichsten Segen in himmlischen Gütern durch Jesum Christum auf sie herabflehte.

Sämtliche Anwesenden geleiteten ihn zum Wagen. Ehe er einstieg, richtete er noch ein Wort des Abschieds an sie. „Meine lieben Freunde!“ — sagte er — „sind einige unter euch, die sich selbst noch nicht Gott ergeben haben und noch außerhalb der Arche des Heils sind, so bitte ich euch auf's dringendste, laßt eure Augen nicht schlafen und eure Augenlider nicht schlummern, bis ihr den Heiland gefunden habt. Ihr aber, die ihr bereits geschmeckt habt, wie freundlich der Herr ist, lebt in der Nähe Gottes; tragt getrost und freudig das Kreuz eures Heilandes, wachset immerfort in der Erkenntnis unseres Herrn und seid in

demselben reichlich fruchtbar, so werdet ihr durch Gottes Gnade, die in euren Herzen regiert, in allem überwinden, ja, weit überwinden.“ Mit diesen Worten befahl er sie Gott und Seiner Gnade in dem Herrn und Heiland und fuhr weg, begleitet von ihren Gebeten und Segenswünschen. Es war der Abschied bis auf den Tag, an welchem sie in dem Reiche ihres Vaters wieder zusammenkommen werden, wo man keinen Schmerz des Abschieds mehr kennt, wo kein Leid und kein Geschrei mehr sein wird, wo Gott selbst alle Tränen abwischen wird von jeglichem Auge.

Nach seiner Rückkehr nach Paris erhielt M. von der Witwe die Anzeige, daß die zurückgelassenen Bibeln alle ausgegeben seien, die Nachfrage nach dem Worte Gottes aber von allen Seiten her zunehme. In dieser Zeit war aber auch eine allgemeine Teilnahme unter den Christen in Frankreich und England für dieses Dorf in den Bergen entstanden. Es war nämlich der erste Teil dieser Erzählung von der Londoner Traktatgesellschaft gedruckt und weit verbreitet worden. Durch diesen Anlaß empfing M. von einer Gemeinde im Innern Englands ein Geschenk von etwa 500 Franken, um dafür Bibeln zur unentgeltlichen Verteilung der Witwe zuzusenden. Ja, eine reiche, gläubige englische Familie suchte auf einer Reise, durch M.'s Erzählung veranlaßt, das Dorf in den Bergen auf und blieb nicht weniger als drei Wochen bei den lieben Leuten, welche Zeit sie bei ihrer Rückkehr nach Paris als die gesegnetste ihres Lebens rühmten.

Die für das Geschenk der englischen Gemeinde angeschafften Bibeln und N. Testamente waren zugleich mit den beigelegten Traktaten in weniger als acht Tagen verteilt. Mit der Anzeige darüber sandte die Witwe an M. ein Daneschreiben für die christlichen Wohltäter in England, das in christlicher Einfachheit und Herzlichkeit den Dank für die reichliche Gabe des Wortes Gottes ausdrückte. Sie erzählte darin auch ausführlich, mit welchem Eifer dasselbe gelesen werde, und welchen Segen es in den katholischen Familien, zu welchen es seinen Weg gefunden, durch Bekehrung von

mehreren Seelen zu dem Herrn Jesu gestiftet habe. Dabei erwähnte sie, daß sich noch immer geistliches Bedürfnis zeige und viele Personen und Familien noch nicht mit dem Worte Gottes versehen seien; auch sprach sie ihren und ihrer Freunde Dank gegen Gott aus für die Wunder Seiner Liebe, welche es den Herzen Seiner Kinder eingegeben, sich zur Verbreitung des Wortes Gottes zu vereinigen und Gaben zusammenzulegen, um das Evangelium der Gnade den Armen und Verlassenen zu senden.

Der letzte Brief, den M. von der Witwe empfing, ehe er Frankreich verließ, brachte ihm 200 Franken, welche sie mit ihren Kindern als eine Liebesgabe für die Bibelgesellschaft zusammengelegt hatte, zum Dank für die empfangenen Bibeln und Neuen Testamente. M. antwortete ihr, diese Gabe mache ihm mehr Freude, als hätte er sonst woher 20,000 Franken bekommen, weil sie ihm ein neues Zeugnis von der Liebe jener Seelen zum Worte Gottes sei. Er schickte ihr für diesen Betrag den vollen Wert an Bibeln und Neuen Testamenten zugleich mit 250 Testamenten als Geschenk der Gesellschaft und 50 als letzte Gabe von ihm, vor seiner Abreise.

M. gab der Witwe dann den Namen eines Freundes in Paris auf, an welchen sie sich künftighin mit ihrem Begehren wenden möchte, ermahnte sie, fest im Glauben zu stehen und das Auge unverwandt auf den Heiland gerichtet zu halten und befahl sie Gott in der guten Zuversicht, daß sie sich alle miteinander durch den unermesslichen Reichtum Seiner Gnade bald vor dem Throne des Lammes zusammenfinden würden, wo Freude ist die Fülle und liebliches Wesen zu Seiner Rechten ewiglich. — Gott aber hat denn auch fernerhin Sein Werk und Volk in jenem südlichen Teile Frankreichs freundlich überwacht und gesegnet bis auf diesen Tag.

4.

Franziscus Alardus,*)

der Reformator der Grafschaft Oldenburg.

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn Mich,
der ist Meiner nicht wert.“ (Matth. 10,37.)

Um das Jahr 1500 lebte zu Brüssel in Brabant ein Edelmann Namens Wilhelm Alardus von Cantier. Gott hatte ihn gesegnet mit allerlei irdischen Gütern, und zwanzig Söhne nebst vier Töchtern standen gesund und munter um seinen Tisch. Darum hörte man ihn auch oft den Herrn mit fröhlichem Munde preisen, und sah, wie er stets bemüht war, mit seinen Schätzen die Not ärmerer Brüder zu lindern und so sich einen Schatz für den Himmel zu erwerben. Vollkommen glaubte er jedoch erst dann seinen Dank gegen Gott beweisen zu können, wenn er einen seiner Söhne seinem Herrn und Heiland zum Dienste weihte, und selbigen nach Sitte damaliger Zeit in ein Kloster sende. Seine Ehefrau, welche an der großen Mildthätigkeit ihres Mannes gar keinen Gefallen fand, theilte in diesem letzteren Stücke vollkommen seine Meinung; nicht so aber die Söhne. Denn, so oft auch der Vater seines Herzens Wunsch ihnen vortrug, so oft weigerten sie sich, ihm hierin zu gehorchen. Endlich erbot sich der jüngste Sohn, Namens Franziscus (andere nennen ihn auch nach seinem anderen Vornamen: Matthias), aus Liebe zu seinem Vater, dessen Wunsch zu erfüllen, worauf er denn auch, als er 16 Jahre alt geworden, alsbald nach Antwerpen in ein Kloster gebracht wurde. Wegen seines großen Fleißes, wie auch vieler sonstiger Gaben, ward er daselbst im 22. Jahre seines Alters in den Orden der Predigermönche aufgenommen.

*) Entnommen dem „Ehrendenkmal treuer Zeugen Christi.“ (2. Band.) Verlag: Joh. Hermann, Zwickau. —

Zu der Zeit war ein großer Handel und Stapel in Antwerpen, und es war immer viel Volks aus allen Gegenden daselbst versammelt. Einst trug es sich zu, daß ein junger Kaufmann aus Hamburg, der bereits Luthers Lehre anhing, in eine Klosterkirche trat, daselbst den jungen Mönch Franziscus Alardus predigen hörte, und solch ein Gefallen an seiner Predigt fand, daß er sich gern näher mit ihm bekannt gemacht hätte; aber die Furcht vor der Inquisition hielt ihn zurück. Wie er zum zweiten Mal in diese Klosterkirche kam, ging es ihm auf gleiche Weise: endlich, als er zum dritten Male dahin kam und abermals denselben jungen Mönch predigen hörte, faßte er den festen Entschluß, es möchte auch daraus kommen, was da wolle, denselben nach der Kirche anzureden und in seine Wohnung einzuladen. Letzteres geschah, und nach wenigen Tagen besuchte Alardus den Kaufmann, wobei sie dann in ihrem Gespräch auch bald auf Religionsfachen kamen; insonderheit unterhielten sie sich von der Reformation in Hamburg und von Luthers Lehre und Schriften. Alardus verwarf als Katholik letztere aufs äußerste, worauf der Kaufmann ihn fragte, ob er denn auch Luthers Schriften wohl jemals gelesen habe, indem, wenn dieses der Fall gewesen, er gewiß ganz anders von Luther denken und sprechen würde. Alardus erwiderte, daß es in ihrem Kloster ganz und gar verboten sei, Luthers Schriften zu lesen, und als der Kaufmann hierauf weiter fragte, ob er wohl mal Luthers Schriften heimlicher Weise lesen und also über Luthers Lehre sich besser zu unterrichten Lust habe, wobei er ihm dann einige Traktätlein von Luthers Schriften zum Durchlesen anbot, antwortete jener abermals: es sei ihnen verboten, diese ketzerischen Schriften zu lesen; auch müsse er, wenn er es heimlich tue, dieses demnächst in der Beichte doch bekennen, und dann schwere Strafe erdulden. Endlich, nach langer Unterredung, entschloß sich Franziscus Alardus, Luthers Schriften zu lesen, wenn er nämlich sie so geheim lesen könne, daß es niemand erführe. Der Kaufmann zeigte ihm darauf den Koffer, in welchem er sie liegen habe,

gab ihm den Schlüssel dazu, sowie auch den zu seiner Stube, damit er selbst im Geheimen sie lesen könne, und versprach ihm, weil er jetzt nach Hamburg zurück müsse, demnächst bei seiner Rückkehr ihm noch mehr von Luthers Schriften mitzubringen.

Als nun der Kaufmann über ein Jahr wieder nach Antwerpen zurückkam und den Mardus um seine Meinung über Luther befragte, erwiderte dieser, daß Luthers Schriften ihm also gefallen, daß, wenn er nicht im Kloster wäre, er wohl wisse, was er tun wollte. Jener versprach ihm darauf, Verschwiegenheit und alle Dienste zu leisten, worauf dann Franziscus seine Herzensmeinung entdeckte, daß er vorhabe, wenn er sicher fortkommen könne, das Papsttum zu verlassen. Der Kaufmann, welcher gerade ein eigenes Schiff zu Antwerpen liegen hatte, versprach, ihm Ritterkleidung anfertigen zu lassen und seinem Schiffer Befehl zu geben, sobald der Wind günstig und Mardus ins Schiff trete, die Anker zu lichten und in die See zu gehen.

Dieses geschah denn auch. Zur bestimmten Zeit zog der Mönch bei dem Kaufmann seine Mönchskleidung aus und die Ritterkleidung an. Gegen Abend holte der Schiffer ihn an Bord und ging sofort mit ihm unter Segel, so daß er bei anbrechendem Tage bereits in See kam.

Als nun am Abende das Kloster visitiert ward, waren alle Mönche in ihren Zellen, ausgenommen Mardus. Weil er aber bisher in seinem Klosterleben immer einen guten Wandel geführt hatte, so ließ man aus Liebe zu ihm und nach dem Befehle des Abtes die Klosterpforte eine halbe Stunde länger als gewöhnlich offen. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er in der ganzen Stadt unter seinen Bekannten gesucht, und als er nicht gefunden ward, wurde die Pforte verschlossen. Am anderen Morgen früh ließ der Abt ihn abermals allenthalben suchen, und, da man ihn nicht fand, zuletzt bei allen Stadttoren und in dem Seehafen Nachfrage halten, welche Passagiere durchgereist seien. Da man hier von einem auf dem Schiffe abgegangenen angeblichen Ritter Nachricht erhielt, so ließ man diesem

Schiffe schnell nachsetzen. Letzteres war aber bereits soweit in die See, daß es nicht wieder eingeholt werden konnte.

Franziscus Mardus kam also glücklich und sicher in Hamburg an, und bald nachher auch sein Kaufmann. Dieser sandte hierauf den Mardus auf seine Kosten auf die hohe Schule zu Gena, damit er dort Theologie studiere, gab ihm auch alle Vierteljahr das nötige Geld zu seinem Unterhalt. Als nun Mardus bereits zwei Jahre auf der Universität zugebracht, starb der Kaufmann, und dessen Freunde und Erben teilten sofort die ganze Erbschaft. Dem Mardus aber ward von diesem Todesfalle nichts gemeldet und ihm ferner auch kein Geld zu seiner Unterhaltung zugeschickt. Da er auf seine wiederholten flehentlichen Briefe gar keine Antwort erhielt, sah er sich zuletzt genötigt, selbst nach Hamburg zu reisen, mußte aber bei seiner Ankunft daselbst vernehmen, daß der Kaufmann gestorben sei und dessen Erben ihn fernerhin nicht mehr unterstützen wollten.

In diesem betrübten und verlassenen Zustande, wo er nicht wußte, was er tun sollte, dachte er an seines Vaters große Liebe gegen ihn, und wie er ihn immer seinen „Benjamin“ geheißten, und freudig hoffte er, dieser werde sich seiner erbarmen und ihm so viel geben, daß er in der Welt sich ferner ehrlich durchhelfen könne. Er machte sich deshalb sofort auf und ging über Bremen und Oldenburg nach Brüssel in Brabant, jedoch mit dem Vorsatze, sich dort im Geheimen aufzuhalten, um sich nicht sehen zu lassen, bis daß er seinen Vater gesprochen habe.

Als er aber kaum in Brüssel angelangt war, so traf es sich, daß sogleich seine Mutter ihm auf der Straße begegnete und ihn erkannte. Kaum war sie ihn ansichtig geworden, so lief sie auf ihn zu, beschuldigte ihn nicht bloß mit den härtesten Worten der Kezerei und des Abfalls, sondern ergriff ihn, rief fremde Leute zu ihrem Beistand herbei und überlieferte darauf diesen ihren eigenen Sohn, den sie doch unter ihrem Herzen getragen hatte, der Inquisition zur strengsten Bestrafung.

Die römischen Priester taten ihr Bestes, ihn dahin zu bringen, daß er wieder zu ihnen übertreten sollte; Mardus aber wollte davon nichts hören, noch wissen, sondern blieb beständig in dem einmal erkannten und bekannten Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, als an seinen einzigen Mittler und Retter. Um der vornehmen Familie willen, aus welcher er herstammte, wurde darauf der Beschluß gefaßt, ihn nicht, wie sonst gebräuchlich war, auf dem Scheiterhaufen mit Feuer zu verbrennen, sondern ihm Gift beizubringen, um auf diese Weise ihn zu töten. Letzteres wurde auch an ihm vollzogen, und dabei der vor seiner Thür stehenden Wache befohlen, ihm nichts zu reichen, was er auch verlangen möge. Wie er das Gift zu sich genommen hatte, fing ihn heftig an zu dursten; er bat die Wache mit flehenden Worten um einen Trunk. Aber wie ängstlich er auch um Hilfe schrie, so war doch niemand, der ihm antwortete, noch ihm das reichte, um was er bat. In diesem brennenden Durste ward er plötzlich einen Brunnen unter seinem Fenster gewahr, und nun eilte er, seine Mütze an einem langen Bande, das Gott ebenfalls ihn finden ließ, durchs Gitter hinab in den Brunnen zu lassen. Kaum hatte er auf diese Weise Wasser erhalten, so trank er so übermäßig, daß er gleich darauf sich übergeben mußte und fast alles Gift wieder auswarf; doch war er dabei von Herzen matt und krank, so daß er sich zu Bette legen mußte. Er hat auch später bis an sein Ende die Wirkungen des Giftes bei sich spüren können, wie er sich darüber öfters gegen seine Kinder beklagt hat.

Am folgenden Morgen glaubten seine Mutter, wie auch die Mitglieder der Inquisition, unser Mardus würde von dem beigebrachten Gifte bereits gestorben sein; als sie ihn aber noch am Leben antrafen, versuchten sie es von neuem, ihn zur päpstlichen Religion zurückzubringen. Da er jedoch fest bei der evangelischen Wahrheit blieb, wurde seine Mutter dergestalt gegen ihn erbittert, daß sie ausrief: „So sollst du Ketzer denn auch die schwerste Strafe der Inquisition empfangen und mit Feuer verbrannt werden.“

Dabei erbot sie sich, daß sie selbst drei Fuder Holz zu seinem Scheiterhaufen wollte anfahren lassen; dem Fuhrmann aber gab sie auf, er solle jedesmal, wenn er mit dem Holz beim Gefängnisse anfare, laut ausrufen: „Franziscus Mardus! das ist das erste, zweite, dritte Fuder Holz, das deine Mutter zu deinem Scheiterhaufen fahren läßt, auf welchem du morgen sollst verbrannt werden.“

Als nun das Urteil der Verbrennung über ihn gefällt, und letztere auf den folgenden Morgen festgesetzt war, so wurde er bis dahin auf das Kastel zu Brüssel in den hohen Turm gebracht. Wie er hier in der letzten Nacht sich vor Müdigkeit aufs Bett legte, und im tiefsten Schläfe war, dächte ihm, als wenn eine Stimme ihm zuriefe: „Francisce! surge et vade!“ (d. h. Franziscus! stehe auf, und eile fort!) Wie er darüber erwachte, glaubte er anfangs, es sei ein Traum gewesen, und legte sich deshalb wieder zum Schläfe nieder. Als er halb wieder eingeschlafen war, hörte er zum anderen Mal, daß ihm zugerufen ward: „Francisce! surge et vade!“ Indem er hierüber völlig erwachte, und, sich im Bette aufrichtend, darüber nachdachte, was dieses doch sein und bedeuten möchte, hörte er zum dritten Mal, als er vollkommen wachend war, den Ruf: „Francisce! surge et vade!“

Da stand er im Dunkeln vom Bette auf, tat sein Gebet zu Gott und flehte, daß wenn dies Sein Ruf sei, so möge Er ihm auch Mittel und Wege zur Errettung zeigen. Als er Sein Gebet verrichtet hatte, ward er gewahr, daß der Mond sein Licht irgendwo zum Gefängnis hereinwarf; er untersuchte daher den Ort genauer, woher dieser Schein hereinsiel und bemühte sich darauf, hinaufzuflettern. Nachdem ihm dies gelungen war, bemerkte er, daß ein rundes Luftloch durch die Mauer des Gefängnisses ging, jedoch so eng war, daß er ohne Kleider, ganz nackt und bloß, vielleicht hindurchkommen könne. Er stieg darauf wieder herunter, nahm sein Bettzeug, teilte dasselbe in verschiedene Teile und machte sich Stricke daraus. Als er hiermit fertig war, kletterte er wieder hinauf, warf seine

Kleider, die er vorher ausgezogen und in ein Bündel gebunden hatte, zuerst hinaus, band darauf seinen Strick oben fest und ließ sich nun an demselben herunter. Glücklicherweise war er die Hälfte des Turms herunter gekommen; da sah er zu seinem Schrecken, daß er mit seinem Strick am Ende sei und er sich nun mit der größten Lebensgefahr in die dunkle, graufige Tiefe hinabstürzen müsse, wozu er sich denn auch, nachdem er hier, zwischen Himmel und Erde schwebend, sein Herz nochmals im kindlichen Gebete zu Gott erhoben hatte, in gläubigem Vertrauen entschloß. Es traf sich aber zu seinem Glück, daß er bis an den Hals in eine Dunggrube oder Abtrittsgrube fiel, wodurch Gott ihn hier, wie auch gleich nachher zum Tore hinaus zu retten beabsichtigte. Schnell reinigte er sich so viel als möglich von dem Unflat, zog dann seine Kleider wieder an und war bekümmert, wie er, da der Tag bereits anzubrechen begann, nun aus dem Kastell wegkommen sollte.

Leise schlich er zum Tore und wollte es gerade öffnen, da trat die Schildwache heran, um ihn zu fragen, wer er wäre, und wohin er wolle. Durch den schrecklichen Gestank, der sich bei dem Alardus befand, war sie jedoch so belästigt, daß sie mit heftigen Scheltworten und unter mehreren Schlägen ihn von sich hinweg und durch das Tor trieb. Kaum war er aus dem Tore, so eilte er durch die Stadt; wie er aber das Stadttor glücklich hinter sich hatte, da schwanden auch seine Kräfte, und infolge des genossenen Giftes, wie der ausgestandenen Todesangst, sank er ohnmächtig zusammen. Nur mit vieler Mühe vermochte er nachher seitwärts von der Straße ab in einen dichten Dornbusch zu kriechen, wo er drei Tage ohne Essen und Trinken liegen blieb.

Als nun am anderen Morgen die Hinrichtung an ihm vollzogen werden sollte und sie zum Gefängnis kamen, um ihn abzuholen, fanden sie dasselbe leer, sahen aber bald, auf welche Weise er entkommen war. Es ward darauf beschlossen, einen Jäger mit mehreren Hunden ihm nachzuschicken, um ihn wieder einzubringen. Weil nun aber

der Jäger glaubte, der Gefangene müsse bereits weit weg sein, so eilte er ihm auf den fernsten Wegen nach und brachte den ganzen Tag damit vergeblich zu, bis er denn gegen Abend sich beeilte, noch vor Schließung der Tore in die Stadt zurückzukommen.

Es pflegte Mardus später hierbei oftmals zu erzählen, daß er Gottes gnädigen Schutz auch damals recht habe wahrnehmen müssen. Denn als die Jagdhunde noch etwas fern von dem Busch gewesen, hätten sie den Geruch bemerkt und seien alle mit heftigem Bellen zu dem Busche gekommen; keiner wäre jedoch ihm nahe gekommen. Weil der Jäger wegen des Torschlusses Gile gehabt, so hätte er an ihr Bellen sich nicht gefehrt, sondern sie zu sich gerufen, und weiter sei ihm nicht nachgesetzt worden.

Wie er bereits auch den dritten Tag ohne Essen und Trinken in dem Busch gelegen hatte und ihn sehr zu hungern anfing, traf es sich, daß ein Fuhrmann, der Waren zur Stadt gebracht und daselbst verkauft hatte, aus der Stadt herausfuhr und sein Abendbrot verzehrte. Mardus begab sich, als er ihn erblickte, aus dem Busch zu ihm hin und bat um ein Stück Brot. Zugleich flehte er ihn an, er möge ihn, da er schon viele Tage krank in dem Busch gelegen, doch auf seinem Wagen bis an einen gewissen Ort mitnehmen, wo er wisse, daß dort barmherzige Leute wären, die sich seiner wohl annehmen würden. Er hatte aber an dem Orte seine Schwester wohnen, was er jedoch dem Fuhrmann nicht kund tat.

Der Fuhrmann ließ sich von ihm erbitten, nahm ihn auf seinen Wagen und brachte ihn vor das Haus seiner Schwester, mitten in der Nacht um 12 Uhr. Sobald ihn aber seine Schwester erblickte, fuhr sie ihn in Gegenwart des Fuhrmanns mit den Worten an: „Wo kommst du, verfluchter Reker, her? Willst du mich samt dir ins Unglück bringen? Gehe zum Teufel!“ u. s. w. Als ihr Mann solches hörte, eilte er hinzu und bat sie, daß sie still schweigen möchte, den Mardus aber führte er in ein entlegenes Zimmer, wo er ihm einiges Reisegeld gab und

dann mit ihm beriet, wie er am besten und sichersten aus dem Lande kommen könne. Mit dem Fuhrmann, der unterdes trunken geworden war, schloß er einen Accord, daß er den Mardus noch bis an einen gewissen Ort hinbringen solle, bis wohin er ihm auch einen seiner Knechte als Wegweiser mitgab.

Als Mardus an diesem Orte angekommen war, gelangte er nach vielem Umherirren endlich sicher in die Grafschaft Oldenburg, wo er (um das Jahr 1534) vom Grafen Anton zum Hosprediger und Nachmittagsprediger an der St. Lambertkirche ernannt wurde. Mit glühendem Eifer für das reine Licht des Evangeliums, und mit einer gewaltigen Beredsamkeit predigte er hier zur Freude des Grafen, wie der Bürger Oldenburgs; und nebst Ulrich Jlfen war er vor 300 Jahren der Hauptbeförderer der Reformation in jenem Lande. Er schrieb unter anderem die Antwerpische Konfession, wirkte zuletzt zu Norden und Wilstria in Stormarn und starb am letzteren Orte, am 10. September 1578 in dem lebendigen Glauben an Jesum Christum, seinen Erlöser und Herrn, den er während seines Lebens unter großen Anfechtungen so tapfer und treu bekannt hatte.

4.

Wie einige heilsuchende Seelen im Lande Sinim (China und Korea) Frieden fanden.

1. Frau Dzui, eine chinesische Lydia.

Geheime Gesellschaften oder Sekten gibt es in China unzählige; die Zahl ihrer Anhänger beläuft sich wohl auf Millionen. Während manche revolutionäre Tendenzen verfolgen und „Sturz der Mandschu-Dynastie“ auf ihre Fahne geschrieben haben, ist Askese (Abtötung des Fleisches) und Weltflucht das Ziel anderer. Die menschliche Gesellschaft

mit ihrer Selbstsucht, Mangel an Wahrheitsliebe und Erbarmen ist ihnen zuwider. Die Freuden der Welt können ihre Herzen nicht befriedigen. Die Frage: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" ist für sie eine brennende geworden, deren befriedigende Lösung sie in den herrschenden chinesischen Religionsystemen nicht finden. Weder der Konfuzianismus mit seinem Ahnenkultus, noch der jetzige Buddhismus mit seiner Verehrung der aus Holz geschnitten oder aus Ton geformten Bildern, noch auch der Taoismus mit seinem Dämonendienst gibt ihnen Aufschluß, der das fragende Herz zufrieden stellt. Fastend fühlen sie nach etwas Besserem. Es sagte jemand sehr treffend: „Die erwachte Seele streckt Fühler aus, die hinüber reichen über die Leere, die uns von dem Unsichtbaren trennt und das Wesen des Jenseits erfäßt. Sie sehnt sich nach dem Ewigen.“ „Wir sind für Gott geschaffen, und ruhelos bleibt das Herz, bis es ruhet in Ihm,“ sagt Augustinus.

Solche suchenden Seelen schließen sich an Gleichgesinnte an, um in der Stille der Nacht ihre geheimnisvollen Zeremonien auszuüben, buddhistische Vitaneien herzusagen, den Götzen zu räuchern und dergleichen. Die Vorschriften mancher Sekten verlangen von ihren Anhängern lebenslängliche Enthaltbarkeit von Fleischspeisen, damit sie sich durch Töten eines lebendigen Wesens nicht versündigen. Ihre Speisen bereiten sie nur mit Öl, essen keine Eier, rauchen nicht und trinken keinen Wein. Andere haben sich das Gelübde der Ehelosigkeit auferlegt, obgleich sie dem Laienstande angehören; sie haben keinen Grundbesitz und bauen keine eigenen Häuser. Sie wollen dadurch von der Materie los und würdig werden, durch die Pforten des „Westlichen Himmels“ (Paradies) einzugehen. Manche beten Buddha — den Erleuchteten — an, ohne jedoch ein Bildnis von ihm zu haben.

Solche Seelen nehmen meistens die Heilsbotschaft mit Freuden auf, sobald sie ihnen angeboten wird. Für das Evangelium gewonnen, sind sie die besten und bekenntnistreuesten Glieder unter den Christen.

Frau Dzui, eine 55 jährige Witwe, eine ernste Christin und ein Glied der „Jesu-Gemeinde“ im Norden Chinas, war eine solche nach Gott suchende Seele. Schon als Mädchen von 10 Jahren fühlte sie eine gewisse Unruhe ihres Herzens, und über 34 Jahre lang suchte sie auf allerlei Weise und mit allerlei Mitteln das Sehnen ihrer Seele zu stillen. Sie bekannte selbst, daß sie kein Verlangen nach Glück oder Reichtum hatte, sondern sie wollte die Wahrheit finden und „das Angesicht Gottes sehen.“ Zuerst besuchte sie, gleich den anderen Dorfbewohnern, die Gözentempel in der Nähe, warf sich vor den Götzen nieder und schlug mit dem Kopfe auf die Erde. Oft fiel sie des Tages 50 bis 60 mal vor den stummen Götzen nieder. Als sie aber im Alter von 15 Jahren noch keinen Frieden hatte, schloß sie sich einer geheimen Gesellschaft an. Drei Jahre später wurde sie schwer krank und fürchtete, sterben zu müssen. Diese Furcht angesichts des Todes, veranlaßte sie, Mitglied der Sekte der Vegetarier zu werden. Bis zum 25. Lebensjahre gehörte sie dieser Sekte an und enthielt sich gänzlich aller Fleischspeisen, hütete sich zu lügen, zu betrügen oder gar eine Ahre auf dem Felde anderer auszuraufen. Aber trotz aller diesen „guten Werke“ wurde sie immer unglücklicher. In der Verzweiflung ihres Herzens ging sie oft ins Freie und flehte zu dem Tien Laonc, (Alten Himmels-Water), Er möge ihr die Wahrheit offenbaren.

Ein alter Mann, der Mitleid mit ihr hatte, sagte ihr eines Tages von einem Buche — der Weg zum Glück —, das ihr über das, was sie suche, Aufschluß geben würde. Dasselbe war in einer zwei Tagereisen entfernten Stadt zu haben. Ihr einziges Bestreben war nun, dieses kostbare Buch zu besitzen. Da sie jedoch sehr arm war, verkaufte sie ihre Kochtöpfe und Pfannen, begnügte sich mit der geringsten Speise, bis sie so viel Geld erspart hatte, um jemand die Reise zu bezahlen, der ihr das Buch kaufe. Aber — o weh! sie konnte nicht lesen; auch war im Dorfe niemand, der sie in die Geheimnisse des Buches einweihen konnte.

Nach weiteren zwei Jahren ernstlichen Suchens hörte

sie von einem Manne, der zwei Meilen entfernt wohnte, der imstande wäre, den Inhalt des Buches zu erklären. In ihrem Eifer machte sie sich sofort auf den Weg und eilte, so rasch ihre verkrüppelten Füße sie tragen konnten, zu dem Manne, einem alten Buddhisten-Priester, und bat denselben, sie zu unterrichten. Der Priester aber weigerte sich ganz entschieden, das zu tun, weil sie ein — Weib war.*)

Die arme gequälte Frau warf sich dem Priester zu Füßen und schwur, nicht von der Stelle zu gehen, bis er ihr behülflich sein würde. Als dieser die unglückliche Frau zu seinen Füßen liegen sah, ließ er sich erweichen. Er versprach, sie gewisse Litaneien und Gebetsformeln zu lehren. Dieses und das sorgfältige Befolgen gewisser ritueller Gebräuche würden ihr zuletzt die so sehnlichst begehrte Ruhe der Seele geben. Acht Jahre lang befolgte sie dieses mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Tagsüber mußte sie ihren Unterhalt verdienen; aber in der Stille der Nacht, wenn die Leute schliefen, stand sie auf, ging auf den Hof und unterzog sich den vorgeschriebenen religiösen Übungen. Ihre Gesundheit litt darunter, aber Ruhe fand sie nicht. Als sie über die darob in ihrer Seele aufsteigenden Zweifel mit dem alten Priester sprach, wurde dieser zornig und weigerte sich, sie weiter zu unterrichten, so lange sie Zweifel hege.

In ihrer Seelennot floh sie ins Gebirge und brachte drei Tage fastend in einer Höhle zu in der Hoffnung, daß es dadurch Licht bei ihr werden würde. Aber kein Lichtstrahl leuchtete in die Nacht ihrer Seele hinein. Die Pflicht, für ihre alte Mutter und ihren aussätzigen Bruder zu sorgen, trieb sie wieder nach Hause zurück.

Kurze Zeit darauf wurde der alte Priester, ihr Beichtvater, krank. Sie besuchte ihn, als er auf dem Sterbebette lag und fragte, ob er Frieden habe. „Nein,“ rief er verzweifelt aus, „ich weiß, ich bin auf dem Weg zur Hölle; alles, was ich dich gelehrt habe, nützt nichts!“ Von dieser Stunde an

*) Anmerkung: Für das weibliche Geschlecht haben die heidnischen Religionen keinen Trost. Der Buddhismus erkennt im Weibe nur ein seelenloses, unreines Wesen, auf das die 18 Höllenstrafen warten, und welchem kein Paradies je seine Pforten öffnet.

erkannte die arme Frau, daß eigene Werke die Sündenlast nicht wegnehmen können. Sie flehte nur noch, daß, wenn es irgend einen Gott gebe, der ihr Rufen höre, Er sich ihr kund tun möchte. Nicht lange danach kam ein Mann in das Dorf, der die neue Lehre der Ausländer, die „Jesus-Lehre,“ gehört hatte. Als die Frau jedoch hörte, daß der Erlöser der Menschen vom Himmel stamme und doch von einem Weibe geboren sei, wollte sie zunächst nichts von dieser Lehre wissen. Zwei Jahre später aber erkrankte eine ihrer Freundinnen. Da gelobte sie, die „Neue Lehre“ zu glauben, wenn dieser Gott die Gebete für die Genesung derselben in Jesu Namen erhören würde. Dieses sollte für sie das Zeichen sein, daß das Evangelium Wahrheit sei. Wirklich wurde die Kranke wieder gesund.

Nunmehr ging Frau Dui mit einigen anderen Frauen ihres Ortes nach der nächsten Missionsstation, wo die Boten Gottes das Evangelium von Jesu, dem Sohne Gottes, verkündigten, der den Mühseligen und Beladenen Erquickung und Ruhe für ihre Seelen verheißen hat und sie ihnen gibt. Von jener Zeit an nahm sie heilsverlangend und begierig Gottes Wort auf. In ihrer Seele wurde es Licht, wie auch bei der Heidin India, die sich heilsverlangend zu den Juden gewandt und dann durch Paulus das Evangelium von Jesu hörte; sie fand, was sie über 30 Jahre lang vergebens gesucht hatte, Heil und Frieden mit Gott. Jetzt ist sie eine treue, dankbare Jüngerin des Herrn, eifrig bemüht, den Frauen um sie her, das Heil in Christo anzupreisen und Seelen zu Ihm zu führen.

2. Die Befehrung Nu's.

Eigentlich hieß er Sung Choon und stammte aus einer der ältesten und vornehmsten Familien des Landes, die in Seoul, der ehrwürdigen Hauptstadt Koreas, ihren Wohnsitz hatten.

Nu war ein Männlein von nur 5 Fuß Länge. Aber

den Kopf trug er hoch wie ein König, und stolz war er nicht minder, trotzdem sein Vater einen argen Schandfleck auf die Familie gebracht.

Und das kam so.

Es war im Jahr 1866, da überschwemmten die Franzosen das Küstengebiet mit Kanonendonner und Schwertgeklirr. Yu's Vater fürchtete für seine Familie und floh aus Seoul, um seine Frau und seine drei kleinen Jungen Yu, Kil-choon und Hoi-choon in Sicherheit zu bringen. Diesen unbedachten Schritt vergab der Kaiser ihm nie, und, seiner Güter beraubt, seiner Stellung entkleidet, mußte der sonst so angesehene Mann 16 Jahre in Armut und Verbannung zubringen.

Trotzdem Yu nun, wie die anderen Dorfkiner, Wurzeln graben mußte und Gras an den Straßen und Wegen sammelte, blieb er doch ein kleiner König unter der einfachen Dorfjugend, führte sie bei ihren Spielen und Kämpfen an und zeichnete sich im Lernen in der Schule vor allen aus.

So verging Jahr um Jahr. Yu wurde 23 und durfte nach Japan gehen, um dort zu studieren und sich die Weisheit des Westens anzueignen, die sein Bruder Kil-choon auch aus Amerika mitbrachte, wohin er auf mehrere Jahre gereist war. Dieser Kil-choon war ein so aufgeweckter und begabter Mann, daß man ihn im Jahre 1895 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten machte. Aber lange sollte die Freude nicht dauern. In den Umwälzungen und Kämpfen des folgenden Jahres wurde das Ministerium abgesetzt. Kil-choon floh nach Japan, wo er noch heute in Verbannung lebt. Der andere Bruder wurde ermordet, und der arme Yu stand unter schwerem Verdacht und konnte kaum sein Leben im Versteck vor den Verfolgern retten.

Yu hat in dieser Zeit oft um sein armes, von Stürmen zerrissenes Vaterland geweint, aber um seine Sünden noch nicht, denn, allem Christentum feind, welches eines vornehmen Mannes nicht würdig sei, hatte er seine Seele im Todesschlaf erhalten, in dem sie von Jugend auf lag. Aber Gott

geht bekanntlich oft wunderbare Wege, um Bande zu brechen und geistlich Tote zu erwecken.

Du mußte ins Gefängnis zu diesem Zweck. Eines Tages hatten sie ihn als politischen Verbrecher aufgegriffen und in den innersten Kerker eingeschlossen. Armer Du! Da war es kalt und dunkel. Langsam schlichen die Stunden hin. Kein Buch, kein Freund kam zu ihm, um ihm die Zeit zu vertreiben. Keine Hoffnung lebte in der Seele des armen Koreaners. Er war der unglücklichste Mann, den man sich denken kann.

Das war der Augenblick, wo Gott eingreifen konnte und wollte.

Eines Tages öffnete sich die Zellentür, und mit der färglichen Mahlzeit ward ein kleines chinesisches Buch hereingeschoben, in welchem der erstaunte Gefangene die Widmung las: „An Du, von seinem Freund Ye.“

Kopfschüttelnd betrachtete der Empfänger die Gabe. Sie kam aus der Hand eines Mannes, den er kaum kannte; war dieser doch weder vornehm, noch sonst ein begehrenswerter Umgang, denn seit 20 Jahren lief er mit dem verhaßten Ausländer herum, trug die Christenbücher ins Volk und stiftete nach seiner Meinung nichts wie Unheil. Aber obgleich er das geschenkte Buch, ein Neues Testament, erst verächtlich ansah, siegte doch Langeweile und Neugier bald, und Du begann zu lesen.

Ye erfuhr nicht, ob der von ihm bestochene Beamte das Buch abgegeben, erfuhr auch nicht, ob Du es angenommen, keine Nachricht drang aus dem inneren Gefängnis je an die Öffentlichkeit. Aber der Heilige Geist war am Werk. Zwei Jahre lang las Du immer wieder und wieder die Botschaft von der Rettung der Sünder, von der Liebe Gottes, vom gekreuzigten und lebendigen Heiland. Er las, verglich und seine Seele wurde über dem Lesen ganz empfänglich und heilsverlangend. „Es ist Vergebung bei Gott, es ist Hoffnung da, auch für mich!“ Das war die Summe der Überzeugung, die Du aus dem Buche gewann.

„Ach,“ hat er später oft gesagt, „was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht ins Gefängnis gekommen wäre? Gott sei ewig Dank dafür, das Er mich diesen dunklen, tiefen Weg führte!“

Nach diesen zwei Jahren wurde Du aus dem Gefängnis entlassen, doch nur, um in die Verbannung geschickt zu werden. Aber auch hierin war Gottes Hand. Der Distrikt, in welchen Du gesandt wurde, war von lauter armseligem Volk, verachteten Christen, bewohnt.

Anfangs war es dem vornehmen Mann, der doch bisher nur nach der Erkenntnis, noch nicht in Wahrheit ein Christ war, ein schwerer Gedanke, sich brüderlich unter die armen, unwissenden Dorfbewohner zu mischen. Das Beugen und Herabsteigen wurde ihm sauer. Dennoch steckte er am Sonntag sein Neues Testament in die innere Rocktasche, knöpfte den Mantel dicht darüber zu und ging in die Kirche. Er wagte es noch nicht, Farbe zu bekennen.

Aber als er so darsaß, er, der vornehme und studierte Mann, unter den groben, braungebrannten Bauern, als er dem Wort des unbeholfenen, aber warmherzigen Evangelisten lauschte, da sank sein Kopf und sank sein Herz, da schmolz sein Stolz, und er sagte sich: „Was hast du vor diesen voraus; sind sie nicht glücklich, dazu mutig, wahr und treu im Bekennen? Sind sie nicht Könige im Vergleich zu dir, dem stolzen Feigling!“

Zu Hause angekommen, lieferte Du dich dem Heiland ganz und völlig aus und schloß sein Gebet mit einem tief aus dem Herzen kommenden: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

Seitdem hat Du Frieden und sucht mit jedem, mit dem Gott ihn zusammenführt, von Jesu zu reden. Der kleine Mann brennt im Feuer seiner Liebe, und seitdem er nun auch vor einigen Monaten aus der Verbannung entlassen wurde, geht er umher, Jhu verkündigend, der Du für Zeit und Ewigkeit frei machte, indem Er ihn in Gefängnis und Verbannung schickte.

In der Stadt lebte, gerade dem Platz gegenüber, an dem jetzt Du's Wohnung lag, ein großer starker Mann,

Namens Noon, ein geschworener Feind der Yu-Familie. Die Streitigkeiten zwischen diesen beiden Geschlechtern pflegten mit dem Schwert ausgefochten zu werden, sonst kannten oder grüßten sich die Männer nicht auf der Straße. Nun aber war Yu ein Christ, und er sah ein, daß er dem Feinde die Botschaft des Heils von Jesus schuldig war.

So sah man denn eines Tages den kleinen Yu mutig zum langen Noon hinübersteigen und hinter der Tür des Feindes verschwinden. Würde er lebendig wieder aus der Höhle des Löwen hervorkommen?

Noon war sehr erstaunt, zu erstaunt, um gewalttätig zu werden, als Yu bei ihm eintrat und mit dem freundlichsten Lächeln begann: „Ich bin gekommen, um mich mit dir von Jesus, dem Heiland der Welt, zu unterhalten und dich zu bitten, mit mir das Wort Gottes zu lesen und zu beten, ja, dich mit mir zu vereinen in der Liebe und in dem Vertrauen zu Jesus, dem Sohne Gottes.“

Und siehe, zwischen den beiden Männern wirkte von diesem Augenblick an ein Schwert anderer Art als früher, es war das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes, das Noons Herz durchdrang und ihn vollkommen überwand. Bald sah man den kleinen Yu und den langen Noon einträchtig und strahlend zusammen zum Evangelisten pilgern. Gott hatte den Sieg davongetragen.

Aber nun kam über Yu's Freunde und Verwandte große Angst. Noons Gemeinschaft schien ihnen in keiner Weise passend für den Bruder. Sie sagten ihm, daß sie befürchteten, wenn er es so weiter triebe, würde er verrückt werden. „Und denke an deinen alten Namen, denke an deine Stellung!“ mahnte der Schwager.

„Namen? Stellung? Wer hat sie heutzutage noch in Korea?“ antwortete Yu ruhig. „Es kommt nicht darauf an, einen Namen, sondern einen Heiland zu haben. Schwager, komm, vertraue Ihm, nimm Ihn an!“ Als der Schwager aber sah, daß Yu den Spieß umdrehte, ließ er ab von ihm und ging davon.

Alle, die, wie Nikodemus und Joseph von Arimathia, furchtsam sind, erscheinen nun bei der Nacht, um von Du das Evangelium von Jesu zu hören. Kürzlich kam ein Läufer, um an Dus Thür zu fragen, ob der Herr des Hauses zu sprechen sei. Ihm folgte Min Hyungsik, der Sohn des reichsten Mannes im Lande, „und“, so berichtet der Missionar, der dies alles in „Revival Times“ erzählt, „es war ein tiefgehendes Gespräch, das die beiden Männer miteinander führten.“

So braucht Gott diesen kleinen schwachen Mann für Seelen, an die andere nicht herankommen würden, und, in der Trübsal zubereitet, darf er ein Kanal sein, durch den das Lebenswasser ungetrübt und ungehemmt strömt. Gott erhalte, bewahre und segne Seinen Zeugen!

3. Wie ein Rechtsgelehrter zum Heiland kam.*)

An einem hellen, sonnigen Tage im Herbst 1837 herrschte große Freude in einem Hause des Dorfes Tschang, das in der Provinz Schansi im südlichen China liegt. Dem alten Lehrer Hsi (spr. Schi) war der vierte Sohn geboren. Von allen Seiten kamen die Leute herbei, um dem Vater ihre Glückwünsche darzubringen, und der Mutter Herz wurde erfreut durch die reichen Geschenke, die man für den jungen Ankömmling sandte.

Von seinen Eltern und Brüdern mit Liebe umgeben, wuchs das Kind auf, ein heiterer, fröhlicher Bursche, der aber bisweilen ernst über seine Jahre war. Schon in frühesten Kinderheit bewegten ihn seltsame Fragen, und die Furcht vor dem Tode ließ ihm die Zukunft geheimnisvoll und schrecklich erscheinen. Niemand wußte es. Kinder sprechen noch nicht von solchen Dingen. Aber in fernen Heidenländern, wie hierzulande, suchen kleine Gemüther Klarheit über die Rätsel des Lebens; kleine Herzen leiden

*) „Ein Starcker zum Raube.“ St. Johanns Druckeret, Dinglingen, und Mr. Howard Taylor: „Einer von Chinas Schülern.“

schweigend, weil sie keine Antwort finden. Die großen Leute vergessen das oft oder verstehen sie nicht. Vielleicht hängen deshalb die kleinen Kinder sich mit solcher Liebe an den Heiland, der zu ihren Herzen spricht und sie besser versteht als eine Mutter. Welch tiefe Bedeutung liegt in Seinen Worten: „Solcher ist das Himmelreich!“

Aber der kleine Hsi mußte nichts von dem Kinderfreund. Weder er, noch die Seinigen hatten je etwas von der Liebe eines Heilands gehört. Kein Bote des Herrn war bis jetzt in ihre Provinz gekommen. Das einzige, was sie aus den ferneren Christenländern erhalten hatten, war dieser „fremde Teufelsdreck“, das verheerende Opium.

Bisweilen ging der Knabe mit seinen Brüdern auf die Berge zu dem Tempel, der nicht weit von seiner Heimat lag. Mit Ehrfurcht betrat er das große Tor, das von kriegsgerüsteten Götzen bewacht wurde, und schweigend durchschritt er die düsteren Gemächer, wo die Priester ihre unverständlichen Gebete sangen. Dichte Weihrauchwolken erschwerten das Atmen. Tiefe Glockentöne oder laute Gongschläge hallten wieder in den weiten Räumen, an deren Wänden schreckliche Götzen ihn von allen Seiten anstarrten. Voll Schauer und Unbehagen entfloh der Knabe gewöhnlich bald dem düsteren Tempel und eilte zurück in sein einfaches, freundliches Heim.

Noch abschreckender waren ihm die Tempelhallen in der Stadt, in denen in graufiger Weise die Höllequalen dargestellt waren. Tief prägte sich der schreckliche Ausdruck der Gestalten seinem Gemüte ein, und der Knabe ging nach Hause, um in angstvollen Träumen noch einmal alles zu durchleben, wobei er keinen Augenblick zweifelte, daß solche Qualen ihn in dem geheimnisvollen Lande, jenseits des Grabes, erwarteten. Oft ging er in Sommernächten hinaus, allein mit seinen unbeantworteten Fragen, und schaute träumenden Auges zum lichten Sternenhimmel empor. „Was nützt das Leben auf dieser Welt? die Menschen können das Gute nicht erreichen. Und am Ende?“ — Er hatte eine dunkle Ahnung davon, daß seine Seele unsterblich sei:

aber in hoffnungslosem Kummer wandte er sich weg und weinte, weil er keinen Weg sah, wie er den Schrecken des Jenseits entgehen könnte.

Mit anderen Knaben zusammen war er aber voll Leben und Bewegung. Sein heller Verstand und sein charaktervolles Wesen machten ihn bald zum Liebling des Vaters. Die älteren Brüder, obgleich etwas eifersüchtig, waren doch stolz auf seine Begabung und trieben ihn zu eifrigem Lernen in der Schule an. „Du kannst Reichthum und Ehre erlangen und noch ein Mandarin*) werden,“ sagten sie. „Was nützt es, ein Mandarin zu sein?“ dachte das Kind. „Früher oder später muß man doch sterben.“ Er ging jedoch zur Schule und arbeitete eifrig. Aber in der Stille kam immer wieder die geheimnisvolle Furcht über ihn. Durch nichts konnte er sie abschütteln, und je älter er wurde, desto mehr nahm sie zu.

Unterdessen wuchs im fernen Westen, in einer großen englischen Stadt ein anderes Kind inmitten christlicher Umgebung auf. Während der kleine Hsi über seine unbeantworteten Fragen weinte, lernte dieser Knabe, der fünf Jahre jünger war, auf seiner Mutter Schoß Gottes Wort kennen, von Jesu, dem Heiland, der das Rätsel des Lebens löst und der Seele Frieden mit Gott und ewiges Leben gibt. Über dreißig Jahre später wurden diese beiden durch Gottes Hand zusammengeführt. In jener alten chinesischen Stadt mußte Hsi, der kluge, dem Opium verfallene Gelehrte, endlich David Hill sehen, den ernstesten, von Gott gesandten Knecht, aus dessen Antlitz schon Gottes Friede und Seine Liebe zu strahlen schien. Aber noch geschah es nicht, noch lange nicht; schwere Jahre lagen noch dazwischen. Doch bereitete Gott damals schon Seine Antwort vor auf des Kindes unbewußtes Flehen. — — —

Der junge Hsi war schon einige Jahre auf der Schule gewesen, als der gute, alte Vater, der sein Ende nahen fühlte, die Zeit für gekommen hielt, seinen Lieblingssohn zu

*) Chinesischer Beamter.

verheiraten. Er hatte ihm eine gute Erziehung zu teil werden lassen und hatte, so gut er konnte, für seine Zukunft gesorgt. Nun blieb ihm noch die letzte der väterlichen Pflichten zu erfüllen: die Hochzeit seines Sohnes in der vorgeschriebenen Weise zu veranstalten. Die kleine Braut war schon lange gewählt worden, und obgleich niemand aus des Bräutigams Familie, am wenigsten der Knabe selbst, sie je gesehen hatte, wurden doch die üblichen Geschenke gewechselt und die roten Papiere sorgfältig ausgefüllt, wodurch die Vereinigung der beiden unlösbar wurde.

Endlich war der Hochzeitstag bestimmt, und der prächtig geschmückte Brautstuhl wurde hingeschickt, um das weinende kleine Mädchen in ihre neue Heimat zu holen. Man hatte für sie ein Zimmer bereitet, dessen Wände mit neuen Tapeten geschmückt und dessen Fenster mit neuem Papier (statt des Glases) bezogen waren. In der Mitte des Hofes, auf dem sich eine große Menschenmenge versammelt hatte, stand ein hübscher Tisch mit den Ahnentafeln und zwei kleinen Becher Wein. Nachdem die Abgesandten zurückgekehrt waren und sie den Brautstuhl niedergesetzt hatten, wurde das schweigende und widerstrebende Mädchen von den Frauen zu dem Tisch geführt, an dem der Bräutigam mit seinem Vater und seinen Freunden stand. Ganz verhüllt war die kleine Gestalt, und nichts vermochte sie zu bewegen, aufzuschauen. Sie kniete vor dem Tische nieder, berührte dreimal mit der Stirn den Boden, um der Erde, dem Himmel und den Ahnen zu huldigen. Nachdem der Bräutigam dasselbe getan, setzte man die Braut an das untere Ende des Tisches und reichte ihr einen kleinen Becher Wein, von dem sie kosten mußte, während der Bräutigam auf dem Ehrenplatz auch von dem feinen trank. Dann wurden die Becher gewechselt, und es ward wieder daran genippt; damit war die feierliche Handlung beendet. Die kleine Braut wurde jetzt in ihr Gemach geführt, und unter den Augen der gaffenden Menge ordneten ihre Schwägerinnen ihren Kopfschmuck und ihren Anzug, so wie es einer verheirateten Frau zukam. Während man laute Bemerkungen machte über ihre Gestalt, ihre Kleider,

ihre Aussteuer, saß sie ganz stumm da, ihre Augen zu Boden gesenkt, und versuchte sowohl das Lachen wie das Weinen zu unterdrücken. Unterdessen saß der Bräutigam mit seinem Vater und den Gästen beim Festmahl. Dachte er an das junge Kind, dessen Gesicht er noch nicht gesehen? Verlangte ihn danach, sie zu schützen und in ihrer Verlassenheit zu trösten? Alle Reden über sie mußte er mit anhören. Aber er durfte nicht zu ihr gehen, und es dauerte lange, bis die Sitte ihm ein Gespräch mit ihr gestattete. Bald hatte sich das junge Wesen genügend an die neuen Verhältnisse gewöhnt, um an den Arbeiten des Hauses teilnehmen zu können. Sie diente ihrem Manne und ihren Schwiegereltern und suchte die Vorschriften, die für die Frauen galten, auszuleben: „Sei immer bescheiden und ehrerbietig in deinem Benehmen. Wenn du Gutes getan hast, so sprich nicht davon; hast du Böses getan, so entschuldige es nicht. Ertrage geduldig allen Spott und alle Beleidigungen. Fürchte nur eins: unrecht zu tun. Gehe spät zu Bett und stehe beim ersten Morgengrauen auf. Weigere dich nie, eine Arbeit zu tun, weil sie schwer ist, und verrichte eine andere nicht oberflächlich, weil sie dir leicht erscheint. Sei gründlich bei allem was du tust, und verrichte deine Arbeit in bestimmter Ordnung. Sei ernst und zurückhaltend. Halte dich immer in Zucht und diene deinem Manne. Benutze große Sorgfalt auf die Bereitung seiner Speisen und versäume nicht, den Ahnen zur bestimmten Zeit die vorgeschriebenen Opfer zu bringen.“

Als die Hochzeit stattfand, war Hsi 16 Jahre alt und seine Braut ungefähr zwei Jahre jünger. Er scheint mit großer Liebe an ihr gehangen zu haben, und sie verstand, was Confucius über den Gehorsam des Weibes gesagt hatte: „Die Frau muß dem Manne untertan sein. Sie kann nichts selbständig unternehmen. Zuerst muß sie ihrem Vater, dann ihrem Manne gehorchen. Nie darf sie es wagen, ihr eigenes Urteil geltend zu machen. Der Mann muß führen, und die Frau muß folgen; das ist das richtige Verhältnis.“

Um diese Zeit trat der junge Hsi in eine öffentliche Hochschule ein und unterzog sich besonderen Vorbereitungen für sein erstes Examen. Er bestand dasselbe mit Auszeichnung und erfreute seines Vaters Herz. Ueber die folgenden Jahre ist wenig zu sagen. Allmählich traten Veränderungen in dem Familienkreise ein. Die Mutter war schon vor Jahren gestorben, und eine zweite Heirat hatte stattgefunden. Dann starb auch der Vater, und in der Ahnenhalle wurden ihre Tafeln aufgerichtet und von den Kindern angebetet. Späterhin ward das Erbe unter die vier Brüder geteilt. Der jüngste erhielt ein behagliches Haus mit Ländereien und Wirtschaftsgebäuden und hatte die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn als Gelehrter vor sich.

Von äußerem Glück umgeben und allgemein geachtet, reifte der junge Hsi zum Manne heran und gewann immer mehr Einfluß in seinem Dorfe und in dem ganzen Distrikt. Er war klug und ehrgeizig; sein Ziel war, in der Welt vorwärts zu kommen und den Rang eines Mandarins zu erlangen. Niemand konnte es ahnen, daß tief in seinem Inneren ein ungestilltes Sehnen war, denn die Welt mit all ihrem Glanze konnte ihn nicht befriedigen. Wie in früheren Tagen verlangte ihn danach, von allem gelöst zu werden, von sich selbst, von seinen Befürchtungen, von den Gedanken an die Zukunft. Nach außen hin aber war er ein Mann von Charakter und Entschlossenheit, der, wie es schien, ganz in der Verfolgung seiner Pläne aufging. Sein angeborenes Herrschertalent, sein scharfer Verstand und seine glänzende Rednergabe machten ihn bald zum angesehensten Manne der ganzen Gegend, und wenn irgend Streitigkeiten zu schlichten und schwierige Verhältnisse zu ordnen waren, so wandte man sich an Hsi. Trotz aller glänzenden Erfolge aber war er innerlich nicht glücklich, nicht befriedigt, und schmerzlich empfand er es auch, daß er ohne Erben blieb. Dazu kam der Verlust seiner jungen Frau, die nach wenigen Jahren dahinsiechte und starb. In seinem tiefen Herzweh nach dem Tode seines geliebten Weibes wurde Hsi mehr

als je zum Nachdenken über die Fragen getrieben, die schon als Kind sein Herz bedrückt hatten, wenn er über das Woher und Wohin und über den Zweck seines Lebens nachsann. Das Studium der Wissenschaft brachte ihm keine Antwort, die Lehre des Confucius hatte den Hunger seiner Seele nicht gestillt; kein Lichtstrahl war da für die Dunkelheit des Grabes, kein Trost für sein armes Herz. Wohl hatte Confucius in seinen Vorschriften die herrlichsten Vorbilder gezeichnet; aber seine Schüler mußten erkennen, daß eine tiefe Kluft zwischen den Grundsätzen und der Verwirklichung derselben war, und einen Mann wie Hsi erfüllte das mit tiefem Schmerz. Auch ließen des Confucius Lehren den Menschen ganz im Dunkeln über die tiefsten Fragen des Daseins. Wohl gaben sie Anweisungen über die Pflichten der Menschen untereinander; aber nichts sagten sie von ihren Beziehungen zu irgend einer höheren Macht, nichts von einem Leben nach dem Tode, nichts von Unsterblichkeit der Seele und ihrem Verhältnisse zu Gott. Doch vielleicht konnte Hsi in einer anderen Religion finden, was er suchte? China hat nämlich drei Religionen, oder eigentlich eine Staatsreligion, die Lehre des Confucius, und drei Sekten; die der Gelehrten (eine Art gereinigter Confucianismus), der Buddhisten und der Taoisten. Als auch der Buddhismus, dem seine Mutter zugetan gewesen, ihm keine Befriedigung brachte, wandte er sich dem Taoismus zu, dessen Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ihn anzog, denn Leben wollte er haben, ewiges Leben, welches das Grab überwinden und die Seele aus den irdischen Fesseln emporheben konnte. Aber wie viele vor ihm, so wurde auch Hsi enttäuscht, und ein tiefer Schmerzensschrei entrang sich seiner Seele, die nie das Wort gehört hatte: „Kommet her zu Mir, Ich will euch Ruhe geben.“

Noch nicht dreißig Jahre alt, wurde Hsi krank. Obgleich eine zweite Heirat eine Zeitlang Licht in sein Dasein zu bringen schien, so erfaßte ihn doch bald wieder die innere Angst und Bezweiflung mit neuer Gewalt und warf ihn ganz aufs Krankenlager danieder. Gute Freunde, die ihn

besuchten, gaben ihm den Rat, die Opiumpfeife zur Betäubung seiner Schmerzen zu versuchen. Mit Entsetzen wies der unglückliche Mann diesen Gedanken ab; er hatte genug von den schrecklichen Folgen des Opiumrauchens gesehen. „Nur ganz wenig, nur einige Züge,“ flüsterte der Versucher. Hsi gab nach; die Opiummaschine wurde neben sein Bett gesetzt, und es dauerte nicht lange, so war er ein Sklave dieses Lasters, das seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten verzehrte. Wohl suchte Hsi, im Bewußtsein der Schande, in die er geraten war, frei zu werden; aber vergebens. Wie mit Geierkrallen hielt das Laster ihn fest; er mußte immer wieder nach dem Gift greifen und schien nur noch für das Opium zu leben. Mit tiefem Kummer sah er das Herzeleid seines Weibes, und furchtbare Verzweiflung bemächtigte sich seiner, wenn ihm das Entsetzliche seiner Gebundenheit ganz zum Bewußtsein kam. Als nun noch infolge anhaltender Dürre eine schwere Hungersnot in Schansi ausbrach, hatte das Elend nach außen und innen seinen Höhepunkt erreicht.

Da kam eines Tages aus der Stadt P'ing-yang die Nachricht, daß zwei Fremde dort angekommen seien, junge Männer, die chinesische Kleider trugen und die Sprache erlernen wollten. Das war unerhört. Nur einmal hatte man zwei Ausländer hier gesehen, die auf der Durchreise einen Tag in der Stadt zugebracht hatten. Diese zwei aber wollten bleiben. Was hatte das zu bedeuten? Unwillig und doch voll Interesse nahm Hsi die Nachricht auf. Man sagte, daß sie von der Anbetung des einen wahren Gottes gesprochen, der unsichtbar und doch überall gegenwärtig sei. Wie konnte das möglich sein! Und wie sollte Er Gebete erhören können! Der Stadt-Mandarin war zu beschäftigt, als daß man mit persönlichen Anliegen zu ihm kommen konnte. Solche Lehre war natürlich falsch und töricht; aber war die eigene Religion besser? Wie oft hatte Hsi es in letzter Zeit mit angesehen, daß die Leute, als trotz anhaltender Gebete und Opfer immer noch kein Regen kam, ihre Götzen aus dem Tempel holten und sie in die brennende Sonne

warfen, damit sie selbst den Stand der Dinge und die Noth kennen lernen sollten. Aber als das auch nichts genützt hatte, mußte auch Hsi auf den Gedanken kommen, daß sie ohnmächtig, daß sie nur eitle Bilder seien. Gab es nun nicht doch höhere Mächte? — Ach, wenn es wahr wäre, daß, wie die Fremden erzählten, das Herz des großen Gottes voll Liebe zu den Menschen sei, daß jedermann sich zu Ihm nahen dürfe und der Erhörung gewiß sein könne! Was würde Hsi für solchen Glauben geben!

Gegen Neujahr, als die Hungersnot ihren Höhepunkt erreicht hatte, hörte Hsi, daß die Fremden südwärts gezogen seien, und daß sie von dem furchtbaren Glend berichtet hätten, das sie gesehen. Ein großer Teil der Bevölkerung war dahingestorben aus Mangel an Nahrung. Zwar kam Nachricht, daß die Regierung anfinge, Lebensmittel zu verteilen, nachdem vom Westen Geld gesandt worden sei. Aber bis zur Provinz Schansi war noch keine Hilfe gekommen, und Hsi wußte, daß im neuen Jahre noch größere Menschenmassen dahingerafft werden würden, wenn nicht bald Binderung der Noth gebracht werde.

Unterdessen hatten die jungen englischen Missionare die Küste erreicht. Ihr Bericht erregte das tiefste Mitleid. Geld war telegraphisch von England erbeten worden, und einer der beiden kam zurück, um Hilfsmittel zu verteilen. In seiner Begleitung befand sich ein älterer Missionar, David Hill; dieser war nun auf dem Wege nach P'ingnan, und die Zeit nahte, wo er und Hsi einander begegnen sollten. Mit getheilten Gefühlen nahm man die beiden Fremdlinge auf. Die Menge des Volkes, und mit ihnen die Mandarine waren dankbar für die Gaben, die sie brachten. Aber die Gelehrten waren unwillig, daß man den Fremden erlaubte, unter ihnen zu wohnen. In den unbenuzten Räumlichkeiten des Buddha-Tempels wurden die besten Zimmer ausgesucht und zum Empfang der beiden Missionare bereit gemacht. Ende Mai kamen sie an und hatten bald das Vertrauen der Einwohner gewonnen, denn sie trugen chinesische Kleidung, kannten die Sitten und Gewohnheiten des Landes und ret-

teten durch die Lebensmittel, die sie austeilten, Hunderte von dem Verderben. Von den Mandarinen wurden sie in jeder Beziehung unterstützt, und im Laufe des Sommers stellte man ihnen eine angenehme Wohnung zur Verfügung, die das erste christliche Heim, die erste Missionsstation im südlichen Schansi wurde. Segensströme sind von diesem Orte ausgegangen; denn durch die hier begonnene Arbeit wurden Hunderte von Seelen für Jesum gewonnen. Mit unermüdlicher Treue arbeiteten die beiden Freunde für ihren Meister, der ihnen die Verheißung und den Auftrag gegeben: „Ich will euch zu Menschenfischern machen.“

Es lag Hill am Herzen, möglichst alle Seelen zu erreichen, und er hatte den Eindruck, daß etwas Besonderes geschehen müsse, um das Interesse der Gelehrten zu erwecken, die noch mit Mißtrauen und Widerwillen ihrer Arbeit gegenüberstanden. Da kam ihm der Gedanke, Preise auszugeben für die besten Abhandlungen über christliche Themata. Nur Gelehrte konnten an dem Wettbewerb teilnehmen; und das für die Bearbeitung des Themas nötige Studium zwang die Preisbewerber über göttliche Dinge nachzudenken. Er wußte, daß im Frühherbst Gelehrte aus allen Teilen des Landes in die Hauptstadt kommen würden, um sich durch Ablegung eines weiteren Examens einen höheren Rang zu erwerben. Diese günstige Gelegenheit sollte nicht unbenützt vorübergehen. Mit Hilfe seines Freundes arbeitete Hill eilig verschiedene Traktate aus, die einer gedruckten Aufforderung zum Wettbewerb beigelegt werden sollten. Mitte September 1879 strömten die Gelehrten herbei, und obgleich ihre Zahl durch die Hungersnot verringert war, so nahmen doch 6—7000 an der Prüfung teil. Als sie nach drei Tagen, müde von der Arbeit, den großen Prüfungsaal verließen, standen an dem Torweg zwei Europäer in chinesischer Kleidung, die jedem ein Päckchen mit verschiedenen Blättern überreichten. Höflich nahmen die überraschten Gelehrten die Gabe an, ja einige schienen erfreut und dankbar zu sein. Wenig ahnten diese Herren, wieviel sehnfüchtige Hoffnung, und welch tiefes Verlangen das Herz

der Missionare erfüllte, die so ruhig dastanden; sie wußten nicht, wieviel Gebet lange vorher emporgestiegen war, daß Gott, der Herr, nicht nur einige von ihnen retten möge, sondern diese dann auch gebrauchen wolle zum Heile anderer.

Aber „sind das die Knaben alle?“ Nein, der rechte Mann, den Gott salben wollte, war nicht unter den Gelehrten. Einer von ihnen aus dem Süden der Provinz war nicht gekommen. Sein Interesse an literarischen Studien war allmählich ganz geschwunden. Ein Sklave des Opiums, durch Krankheit und Verzweiflung aller geistigen Elastizität beraubt und durch die Hungersnot verarmt — so schien niemand dem Segen des Evangeliums ferner zu stehen als Hsi in Tschang. Er hatte das Suchen nach Wahrheit, das in den früheren Jahren so mächtig in ihm war, jetzt ganz aufgegeben, und es regte sich in ihm nicht der leiseste Wunsch, die neue Religion, die ihm so nahe gekommen war, kennen zu lernen. Ja, er haßte die Fremden und glaubte all das Schreckliche, das man von ihnen erzählte. Hätte er die Missionare am Eingang der Halle gesehen, so würde er voll Verachtung an ihnen vorübergegangen sein, und sicherlich hätte ein Blick in sein hartes Gesicht, das unverkennbar die Spuren des Opiumlasters trug, genügt, um ihnen jede Hoffnung auf die Möglichkeit einer Rettung für ihn zu nehmen. Doch war unter den Tausenden von Gelehrten in Schansi gerade er der Mann, den Gott retten und segnen, und über den Er das Salböl Seines Geistes gießen wollte. Ob Hsi zum Examen kam oder nicht, das hier ausgeworfene Netz sollte ihn erreichen; denn Gottes Wege sind wunderbar, und Ihm ist nichts unmöglich.

Das Examen war vorüber. Die Menge der Gelehrten kehrte in die Heimat zurück, und überall sprach man von den Fremden, die so wertvolle Preise für die beste Arbeit ausgesetzt hatten. Wenn man ihr Vorgehen auch mit großem Mißtrauen ansah, so beschloßen doch eine Anzahl Männer, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen.

„Bruder Hsi,“ rief eines Tages ein chinesischer Gelehrter,

„wo bist du? Komm und besieh diese Blätter. Du bist gerade der Mann für literarische Abhandlungen; das ist eine gute Gelegenheit für dich, um dein Können zu zeigen und Geld zu verdienen.“

„Was gibt's?“ antwortete der Gelehrte und kam langsam von dem hinteren Zimmer her, aus dem starke Opiumdünste drangen. „Was gibt's? Bringst du Nachricht von dem Examen?“ „Gewiß, Hsi! Verschiedene haben mit Ehren bestanden und erhielten große Auszeichnungen. Aber sieh diese Papiere, die sie mitgebracht haben; lies sie und sage uns, was du darüber denkst.“ So las nun der Gelehrte den erstaunten Nachbarn, die mit Hsi ins Zimmer gekommen waren, mit lauter, nachdrücklicher Stimme folgendes vor:

„Da wir wünschen, den Weg zum Himmel recht klar und verständlich zu machen, so haben wir sechs Fragen aufgestellt, und bitten ergebenst die Gelehrten der Provinz Schansi, uns ihre Gedanken darüber mitzuteilen, indem sie jeden Gegenstand in einer besonderen Abhandlung besprechen:

1. Wo ist die Quelle der wahren Lehre oder der rechte Weg?
2. Wie geschieht die Besserung des Herzens?
3. Was ist vom Gebet zu halten?
4. Göttliche Belohnungen und Strafen.
5. Darf man sich Bilder von Gott machen?
6. Wie kann das Laster des Opiumrauchens unterdrückt werden?

Der englische Missionar Li.“*)

Ein Verzeichnis der ausgesetzten Preise; deren erster ungefähr 140 Mark betrug, und verschiedene christliche Traktate, die die erwähnten Gegenstände behandelten, waren dem Schreiben beigelegt. Das Lesen wurde oft durch Ausrufe unterbrochen, und besonders der letzte Gegenstand fand allgemeine Zustimmung. „Das ist ein Thema für dich, Hsi,“

*) Der chinesische Name für David Hill.

bemerkte einer mit spottender Miene. „Aber, warum solltest du nur über einen Gegenstand schreiben? Es sind doch vier Preise ausgesetzt. Schreibe eine Abhandlung für mich und eine für dich.“ „Für mich auch eine!“ rief ein anderer. „Das scheint eine treffliche Gelegenheit zu sein, um das Geld der Fremden zu gewinnen,“ sagte der Mann, der die Papiere gebracht hatte. „Aber was denkst du von ihren Zauberkünsten? Die ganze Sache ist doch merkwürdig. Fürchtest du dich nicht, unter irgend einen magischen Einfluß zu kommen, wenn du dich mit ihnen einlässest?“

Lange und sorgfältig dachte Hsi nach und las die Papiere wieder und immer wieder durch. Es war etwas Ungewöhnliches dahinter; aber er konnte nicht herausfinden, was es war. Die Fragen schienen so natürlich und einfach und mußten großes Interesse erregen. Oft hatte er von dem Fremden Li, der nur zwei Meilen von ihm entfernt wohnte, gehört. Allerdings waren die Berichte über ihn sehr widersprechend. Einige erzählten, daß er viel Gutes tue, während andere gerade das Gegenteil behaupteten. Aber es war ja jedenfalls gar nicht nötig, in persönliche Berührung mit dem Fremden zu kommen. Ruhig im eigenen Zimmer zu studieren und zu schreiben, konnte ja nichts schaden. So reifte allmählich in Hsi, trotz seines leiblichen und sittlichen Glends, der Entschluß, sich an dem Wettbewerbs zu beteiligen. Nun begann ein eifriges Durchforschen der begleitenden christlichen Schriften. Es schien etwas von der früheren Begeisterung für das Studium über ihn zu kommen, und je mehr er las, desto größer wurde sein Interesse. Hätte er solche Lehren früher gehört, so würde sein ganzes Leben ein anderes geworden sein. Aber nun war eine Umkehr natürlich nicht mehr möglich, selbst wenn die neue Lehre wahr sein sollte. Es war ja leicht genug, über den rechten Weg und die Besserung des Herzens zu reden; aber wer konnte das Ziel in Wirklichkeit erreichen? Das Gebet würde gewiß ganz gut sein für die, welche in der Gunst der Götter standen; sie möchten dadurch vielleicht imstande sein, der Hölle zu entgehen und die Herrlichkeit

des Himmels zu erlangen. Aber für ihn, den heruntergekommenen Opiumraucher, war ja keine Hoffnung mehr weder in dieser, noch in jener Welt. Wenn es wirklich eine Kraft gäbe, die einen Menschen aus der Gebundenheit des Lasters lösen und ihm den Anfang eines neuen Lebens ermöglichen könnte, so hatte doch wenigstens weder er, noch sonst jemand in der Gegend je davon gehört.

Unterdessen war David Hill wieder in sein Heim nach P'ing-yang zurückgekehrt, und eifrig ordnete er nun die versprochenen Preise. 120 Abhandlungen waren aus allen Teilen der Provinz eingegangen. Diese wurden zuerst von urteilsfähigen chinesischen Gelehrten gelesen, die die besten sorgfältig auswählten und Hill vorlegten. Als das Endresultat bekannt gemacht wurde, fand Hsi zu seiner Freude, daß er drei Preise gewonnen hatte.

Nun aber mußte das Geld in Empfang genommen werden. Hsi war fest entschlossen, nicht mit dem Fremden in Berührung zu kommen, und er bat deshalb den Bruder seiner Frau, ihn auf der Reise nach P'ing-yang zu begleiten. Hier sollte dieser in das Haus des Missionars gehen und das Silber holen, während Hsi in einiger Entfernung auf ihn warten wollte. Gesagt, getan. Die beiden Männer gingen zur Stadt, und Liang, der Schwager, trat in des Fremden Haus. David Hill war erfreut, daß der Gewinner des Preises gekommen war, und ging hinaus, um ihn höflich zu begrüßen. Mit großem Interesse hatte er die ausgezeichnete Abhandlung gelesen, und er wünschte sehr, eine Besprechung mit dem Verfasser zu haben. Aber sobald er den jungen Landmann erblickte, wußte er, daß ein Irrtum vorliege. „Habe ich die Ehre, den Gelehrten Hsi zu sprechen?“ fragte er freundlich. „O nein,“ versetzte der junge Mann, „mein armer Name ist Liang. Ich bin im Auftrag meines Schwagers gekommen, um den Preis für ihn in Empfang zu nehmen.“ „Mein Herr“, lautete die unerwartete Antwort, „das Geld kann nur dem Verfasser selbst übergeben werden, ich muß also bitten, daß sich derselbe persönlich zu mir bemühe.“

Obgleich Hsi durch diese Botschaft sehr unangenehm berührt war, so mußte er sich doch dazu entschließen, in das Haus des Fremden zu gehen. Einigermassen dadurch beruhigt, daß ein freundlicher Chinese ihm die Thür öffnete, betrat er das Empfangszimmer und nahm die dargebotene Tasse Tee entgegen, führte sie auch an die Lippen, aber nichts hätte ihn dazu bewegen können, einen Tropfen davon zu trinken. Da erregten nahende Schritte seine Aufmerksamkeit. Ein ziemlich großer, schlanker Mann in chinesischer Kleidung betrat den Raum. Hsi hörte jemand sagen: „Der Lehrer Si.“ Sofort stand Hsi auf und ging dem Fremden bis in die Mitte des Zimmers mit einer tiefen Verbeugung entgegen, ohne daß er es jedoch wagte, den gefürchteten Mann anzusehen. Hill erwiderte die höfliche Begrüßung und nötigte ihn, den Ehrenplatz einzunehmen, während er selbst sich an das untere Ende des Tisches setzte. Die freundliche Stimme machte Eindruck auf Hsi, und als der Missionar sich umwandte, um frischen Tee für seinen Gast einzugießen, wagte er es endlich, ihn anzusehen. Jahrelanges Vorurteil und aller Argwohn schmolzen dahin wie Schnee in der Frühlingssonne, als er in das friedevolle, leuchtende Antlitz David Hills blickte. Später sagte Hsi einmal von jenem Moment: „Ein Blick, ein Wort, es war genug. Wie das Tageslicht die Finsternis bannt, so zerstreute Hills Gegenwart die törichten Gerüchte, die ich über ihn gehört hatte. Alle Furcht war gewichen, mein Gemüt war beruhigt. Ich sah in sein freundliches Auge und dachte an die Worte: Wenn eines Menschen Herz nicht richtig steht, so wird man das in seinem Auge lesen können. Dieses Gesicht sagte mir, daß ich mich in der Gegenwart eines aufrichtigen, guten Mannes befände.“

So waren diese beiden zusammengeführt worden. Endlich saßen sie nebeneinander: der Schüler des Confucius und der Diener Gottes, dessen ganzes Herz danach verlangte, diese Seele zu Jesu zu führen. Freundlich und höflich sprach er ihm seine Anerkennung aus über die vortrefflichen Arbeiten. Nachdem der Tee getrunken war, holte er das Geld

und gab es Hsi, der mit wiederholten Versicherungen seiner Unwürdigkeit es in Empfang nahm und sich dann gleich zum Ausbruch bereit machte. Hill war weise genug, ihn nicht zurückzuhalten. Auch erwähnte er nichts von einem Wiedersehen, als er ihm freundlich Lebewohl sagte. Sehr erfreut über die große Summe Geldes eilte Hsi nach Hause, und die Seinen waren froh, ihn wieder daheim zu haben.

Während der nächsten Tage lag Hill viel im Gebet vor dem Herrn. Dann erschien eines Morgens ein Fremder in dem Dorfe Tschang und fragte nach Hsi. Es war Hills erster Schüler und Freund, Song, der dem erstaunten Gelehrten mittheilte, daß der Missionar ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Sofort machte Hsi sich auf den Weg, die Einladung gefiel ihm, und diesmal hatte er keine Furcht. Nach einer höflichen Begrüßung sagte ihm Hill, daß er Hilfe bei seinen schriftlichen Arbeiten und bei seinen Studien brauche, und schloß mit den Worten: „Herr Hsi, wollen Sie mein Lehrer sein?“ „Gewiß, gern,“ versetzte der erfreute Gelehrte, „ich bin bereit, zu Ihnen zu kommen, wenn meine Angehörigen nichts dagegen haben.“ Diese hatten aber natürlich viel einzuwenden und wollten nichts von dem Vorschlag wissen. Wie? Er sollte der Lehrer eines Fremden werden, seine Bücher lesen, in seinem Hause wohnen und ihm bei seinen geheimnisvollen Sachen helfen? Nein, das war unerhört. So mußte man also Herrn Hill benachrichtigen, daß Hsis Frau und Schwiegermutter nicht ihre Einwilligung geben wollten.

Wie groß aber war das Erstaunen Hsis und seiner Familie, als Herr Hill eine höfliche Botschaft sandte des Inhalts, daß er der Damen Sorge um das Wohlergehen des Herrn Hsi achte und daß er nun nicht wünsche, daß Herr Hsi in sein Haus komme. Diese Antwort kam sehr unerwartet und zerstörte fast alle Vorurteile. Wenn der Fremde so viel Verständnis besaß für das, was recht und gut war, so konnte er nicht so schlimm sein. Es gelang Hsi nunmehr bald, die Zustimmung der beiden Frauen zu erlangen. Sie nahmen ihm jedoch das Versprechen ab, nach

zehn Tagen wiederzukommen und sagten ihm, daß, wenn dann keine schlimmen Veränderungen an ihm merkbar geworden seien, sie weiter keine Einwendungen machen wollten.

So geschah das Unerwartete, fast Unglaubliche, Hsi zog zu David Hill. Der kluge Gelehrte, dieser Opiumraucher mit all seiner traurigen, dunklen Vergangenheit, mit seinem ungestillten Sehnen, mit seinen Gebundenheiten — er kam jetzt zum ersten Male unter den Einfluß der Gegenwart eines wahren und treuen Christen, der in den Spuren Christi wandelte. — Von Anfang an machte das Leben in dem stillen, friedlichen Heim großen Eindruck auf Hsi. Ohne zudringlich zu sein, beobachtete er doch mit großem Interesse alles was vorging. Zwar nahm er nicht an den Morgen- und Abendandachten teil, weil er geringschätzig auf die ungebildeten Leute herabsah, die sich dort versammelten. Wenn er nicht mit Hill studierte oder die Besucher im Empfangszimmer unterhielt, verbrachte er die meiste Zeit, mit Rauchen und Lesen beschäftigt, in seinem Zimmer. Er ahnte nicht, mit welchem Interesse und mit wieviel Fürbitte der christliche Freund ihn stets umgab.

Nach zehn Tagen kehrte Hsi, seinem Versprechen gemäß, nach Hause zurück. Da man keine unvorteilhafte Veränderung an ihm wahrnahm, auch keine Zaubermittel oder irgend etwas Verdächtiges in seinen Kleidern fand, so erlaubte man ihm bald, seinem Wunsche zu genügen und die ihm lieb gewordenen Pflichten wieder aufzunehmen.

Mehr denn je betete Hill jetzt für die Bekehrung seines Lehrers. Aber er redete wenig über die Sache mit ihm. Er traute der Macht einer anderen Stimme, die in diesen Tagen zu dem stolzen Gelehrten sprach. Auf dem Tische in Hsis kleinem Zimmer lag ein Neues Testament. Er mußte es zum Nachschlagen haben, weil Hill bei seinen Studien immer wieder auf dieses Buch Bezug nahm. Aber griff er nur deshalb so oft nach dem Buche? Warum saß er stundenlang darüber gebeugt, alles andere vergessend? Es war ihm mehr als ein Buch, es war ihm eine Offenbarung von Gott geworden, die ihm alles das sagte, wo-

nach sein Herz die langen Jahre hindurch mit heißem Sehnen verlangt hatte. Allmählich, während er las, wurde das Leben Jesu ihm zur wundervollen Wirklichkeit. Er fing an zu verstehen, daß der große Erlöser nicht nur Mensch war, sondern Gott, Gott selbst, der die Gestalt des Fleisches angenommen hatte, doch ohne Sünde. Alle Zweifel schwanden. Das alte, ungestillte Verlangen kam wieder über ihn, das Verlangen nach Befreiung von der Sünde, von seinem eigenen Selbst, von der Todesfurcht, und tiefes Sehnen nach Licht über die geheimnisvolle Zukunft durchdrang sein Herz. Dabei wurde ihm seine Schuldenlast, die Dual seines Gewissens und das Bewußtsein, in den unlöslichen Banden des Opiums zu liegen, immer unerträglicher. Endlich, als die Empfindung seiner Unwürdigkeit ihm überwältigender denn je geworden, fiel er eines Abends auf seine Kniee und las nun in tiefer Beugung die heilige Geschichte von Jesu Leiden, Tod und Auferstehung. Da fing es an, ihm aufzudämmern, daß das Leiden dieses wunderbaren Jesus mit ihm, mit seiner Sünde und seiner Not in Beziehung stände. Als er an die Stelle kam von dem Garten, der Gethsemane hieß, wurde sein verschlossenes Herz aufgetan. Die Gegenwart Gottes überschattete ihn, und es war, als hörte er den Ruf des Erlösers: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ In sein Herz kam die herrliche Offenbarung: Er liebt mich und gab sich selbst für mich. Der Heilige Geist kam über ihn, und er ergab sich voll und rückhaltlos dem Erlöser der Welt, seinem Gott und Herrn. Worte können das nicht beschreiben. Das große Wunder war geschehen. Der lebendige Jesus war gegenwärtig in dem stillen Raum; in vollem Glauben berührte das von ihm ergriffene Herz den Saum Seines Gewandes und wurde gesund. Seine Seele wurde errettet. Unter strömenden Tränen kniete der gerettete, wiedergeborene Mann lobpreisend vor seinem Herrn. Er war allein mit seinem Gott.

Dann kam ihm eine andere herrliche Erfahrung. Wie einst dem Saul von Tarsus sich Jesus persönlich offenbarte,

als ihm ein Licht erschien, durch das ihm für immer alle anderen Lichter erloschen, so hatte auch Hsi in der ersten Stunde seines neuen Lebens eine Offenbarung des auferstandenen Heilandes. Zwar sah er keine sichtbare Gestalt; aber als er so allein in dem stillen Zimmer kniete, da wurde ihm der lebendige, gegenwärtige, persönliche Jesus so wunderbar durch den Heiligen Geist enthüllt, daß sein ganzes späteres Leben unter dem Eindruck dieser göttlichen Begegnung stand. Er erkannte Ihn hier nicht nur als seinen Heiland, sondern auch als seinen Meister, seinen Herrn. Zu der beglückenden Gewißheit: Er hat mich erlöst, kam die noch herrlichere Erkenntnis: Ich bin Sein Eigentum für Zeit und Ewigkeit, um Ihm hinfort zu leben und zu dienen. Das Alte war vergangen, alles war neu geworden. Als ein in Christo Auferstandener verließ Hsi an diesem Abend sein Zimmer; ein neues Leben lag vor ihm.

Glückstrahlend eilte Hsi zu Song, um ihm zu erzählen, was Jesus an ihm getan. Wie verändert waren jetzt seine Gefühle gegen den alten Mann, den er früher gemieden, weil er ungelehrt und ein Christ war! Von dem Verlangen beseelt, Jesus nun auch öffentlich zu bekennen, ließ er Hill durch Song bitten, ihn in die Gemeinde der Gläubigen aufzunehmen. Groß war seine Enttäuschung, als der Abgesandte mit der Bitte zurückkam, er möchte sich die Sache noch einmal überlegen und keinen übereilten Schritt tun. „Sage Herrn Hill, daß ich jetzt Gott als meinen Vater in Christo Jesu anbetete, weil Er in Seinem Worte durch den Heiligen Geist sich mir geoffenbart habe. Ich erkenne, daß ich ein Sünder bin, und daß ich ewige Verdammnis verdient habe. Aber ich weiß auch, daß Jesus mir meine Schuld vergeben, daß Er das volle Heil und ewige Leben für mich erworben und mir gegeben hat.“ So ließ Hsi Herrn Hill antworten. Doch noch einmal bat Hill ihn jetzt persönlich, einige Wochen noch die ernste Sache zu prüfen. Als aber Hsi traurig, fast vorwurfsvoll versetzte: „Von heute bis zum Tode, ja bis in Ewigkeit, werde ich nie, nie wieder von Jesu lassen,“ da weigerte

Hill sich nicht länger; denn er erkannte, daß Gott selbst Sein Werk an und in dem Manne getan hatte. So wurde Hsi nun in die Gemeinde aufgenommen und durfte von da ab den Segen der Gemeinschaft der Kinder Gottes erfahren.

Aber nicht lange sollte er im ungetrübten Sonnenschein wandeln; bald mußte sein Weg durch tiefe Todeschatten gehen. Satan war bereit, alles aufzubieten, um die ihm entrissene Beute wiederzugewinnen.

Sofort nach seiner Bekehrung wurde es Hsi klar, daß er das Opiumrauchen aufgeben müsse. Schon lange hatte er sich danach gesehnt, von dieser Gebundenheit frei zu werden; doch er war wie mit Ketten gefesselt. Jetzt aber lag die Sache anders; er war Jesu Eigentum; und er wußte, was sein Heiland von ihm verlangte, konnte Er ihm auch schenken zu vollbringen. Jedenfalls mußte er sofort gänzlich und für immer mit der Sünde brechen.

Da aber setzte der Feind ein. Es entstand ein furchtbarer Kampf, und was Hsi in diesen Tagen erlitt, können Worte nicht beschreiben. Ein verzehrendes Verlangen nach dem gewohnten Opium durchzitterte seinen Körper; Wasser strömte aus seinen Augen; eine entsetzliche Mattigkeit überwältigte ihn; Schwindel und Schüttelfrost, große Schmerzen und brennender Durst quälten ihn auf schreckliche Weise. Sieben Tage lang berührte er fast keine Nahrung und konnte weder im Sitzen noch im Liegen Ruhe finden. Eine fast unerträgliche Todesangst kam über ihn, und dabei wußte er, daß wenige Züge aus der Opiumpfeife ihn sofort in angenehme Träume versetzen würden. Aber in der Kraft Gottes hielt er aus, und die Fürbitte seiner Freunde umgab ihn. Zuletzt kam es wie eine Offenbarung über ihn, daß die Mängste, die er durchzumachen hatte, nicht nur von körperlichen Zuständen herrührten, sondern daß eine feindliche Macht dahinterstände. In seinen Leiden wurde Hsi sich immer mehr der Gegenwart und Macht Satans bewußt, der ihn zu überwinden drohte. Aber mit ganzer Energie warf sich der hilflose Mann auf Gott und focht den Kampf in der Kraft seines Heilandes aus. Sich fest an Jhn

klammernd, brachte er seinen Gegner vor das Angesicht Gottes, und wiederholt rief er ihm zu: „Satan, was kannst du mir tun? Mein Leben ist in der Hand Gottes. Ich habe dem Dpium abgesagt und will lieber sterben, als länger der Sünde dienen!“ In den Stunden des schwersten Leidens hörte man ihn häufig laut aufseufzen: „Wenn ich auch sterben muß, dennoch werde ich nie wieder Dpium anrühren. Herr Jesu hilf siegen!“

Endlich nach langen, bangen Tagen fielen seine Blicke in der aufgeschlagenen Bibel auf Johannes 14 und blieben an dem Worte „Tröster“ haften. Als er weiter las, wurde es ihm zur Gewißheit, daß nur durch den Heiligen Geist die Macht des Feindes überwunden werden könnte. Er verstand nicht viel davon; aber er flehte zum Herrn, Ihn mit dem Heiligen Geiste zu füllen und ihn des H. Geistes Beistand reichlich erfahren zu lassen. Und er erhielt eine wundervolle Antwort. Ein Strom von Leben schien seinen Körper zu durchfluten, Angst und Kampf hörten auf, und Frieden erfüllte sein Herz. „Was Menschen und Arznei nicht konnten, das tat Gott,“ berichtete er selbst. „Von jenem Augenblick an war mein Körper völlig geheilt. Und seitdem weiß ich, daß es ohne lebendigen Glauben an Jesum, den Sohn Gottes, unmöglich ist, mit dem Dpiumlaster zu brechen.“

Wunderbar schnell entwickelte sich nach jenem entscheidenden Kampfe das neue Leben in Hsi. Lange war die Zeit der Vorbereitung gewesen; aber nun lernte und erlebte er oft in wenigen Stunden, was andere erst nach Jahren erfahren.

Von da an war es Hsi zur Gewißheit geworden, daß Gott ihn als Werkzeug in der Arbeit unter seinen Landsleuten gebrauchen wollte; aber noch sprach er nicht von dem besonderen Dienst, zu dem ihn der Herr berufen. Im Gefühl seiner Unwürdigkeit wollte er stille warten, bis vielleicht nach Jahren Gott ihm Seine Pläne klar zeigen würde.

Es war nun zunächst sein Wunsch, in seiner Heimat zu verkünden, daß er durch Gottes Gnade gerettet war.

Er erhielt einen kurzen Urlaub und eilte nach seinem Dorfe Tschang. Bei früheren Besuchen hatte man ihn immer sehr freudig bewillkommt; jetzt war es anders. Man merkte sofort, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war und glaubte nun, er sei bezaubert. Und er hatte aufgehört, Opium zu rauchen! Das war ja unerhört, daß ein Mann nach so langer Zeit von dem Laster frei geworden war! Der Fremde mußte sicherlich ein Zauberer sein. Umsonst bemühte Hsi sich, seinen Verwandten klar zu machen, daß Gottes Kraft durch Jesum Christum ihn gelöst und gerettet habe. Je mehr er von dem lebendigen Jesu zeugte, desto aufgeregter und ärgerlicher wurden sie. Als er nun gar davon sprach, daß die Götzen fortgeschafft werden müßten, da kannte ihr Unwille und Zorn keine Grenzen.

Aber mit großer Entschiedenheit bestand Hsi darauf, sein eigenes Haus wenigstens äußerlich von den Spuren des Götzendienstes zu reinigen. Sehr freundlich und liebevoll suchte er seiner Frau und seiner alten Schwiegermutter seine Gründe darzulegen; aber mit Schmähungen und Vorwürfen antwortete man ihm, sodaß er beschloß, noch eine Weile geduldig zu warten. Unterdessen fiel es seiner Frau immer mehr auf, welche vorteilhafte Veränderung in ihres Mannes Aussehen und in seinem Wesen vorgegangen war. Nie hatte sie ihn so fröhlich und liebevoll, so ruhig und freundlich gekannt; sicherlich war etwas sehr Merkwürdiges geschehen. So legte sich der Sturm allmählich, obgleich noch nicht alles ausgeglichen war. Aber Hsi konnte ungehindert alle Götzen wegnehmen und verbrennen. Dann kehrte er wieder in die Stadt zurück, sein Haus und seine Familie der Hut des lebendigen Gottes befehlend.

Nun folgten zwei ruhige, glückliche Monate, während welcher Hsi als Lehrer im Hause des Missionars verblieb. Seine Liebe zu Hill wurde täglich größer, und das gab demselben einen sehr segensreichen Einfluß auf ihn. Das Glück der innigen Gemeinschaft wurde nur getrübt durch die Nachricht, daß sein Freund ihn bald verlassen müßte,

und daß sie sich dann wahrscheinlich auf Erden nicht wiedersehen würden.

Nur zu schnell nahte die Trennungsstunde. Der Frühling war gekommen, und üppige Getreidfelder verhießen eine reiche Ernte; die Hungersnot war vorüber. Missionare kamen, und Tausende von Bibeln wurden in Schansi verbreitet. Seelen waren gerettet worden und konnten anderen den Weg zum Leben zeigen. Ein Licht war angezündet, das nie wieder erlöschen sollte. David Hills Pionierarbeit war getan; nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kehrte er wieder auf seine Missionsstation nach Hankau im mittleren China zurück. Und wen hatte der Herr bestimmt, in dem begonnenen Werke weiterzuarbeiten? Wir dürfen sagen, daß Hsi, den Er auf so wunderbarem Wege zu sich gezogen, an diesem Werke einen bedeutenden Anteil haben sollte. So steht denn Hsi noch auf dem Felde, das weiß und reif zur Ernte scheint. Des Herrn Gnade sei mit ihm!

4. Wie Ch'ü den Heiland fand.

In einem Buddha-Tempel kam Ch'ü, der Lehrer, zum ersten Male in Berührung mit dem Evangelium der Gnade Gottes. Sein alter Freund Chang, der Priester, war verreist gewesen, und als er zurückkehrte, ging Ch'ü hin, um ihn zu begrüßen. In einem stillen Zimmer, das an einem zum Tempel gehörenden Hofe lag, saßen sie lange in freundschaftlicher Unterhaltung beisammen. Da entdeckte das scharfe Auge des Gelehrten auf einem staubigen Bücherbrett ein Buch, das anders aussah als alle Bücher, die er bis jetzt gesehen.

„Was hast du da, Bruder?“ fragte er, indem er hinging, um das Buch zu holen.

„Ach, das ist ein sonderbares Buch, das ich von der Reise mitgebracht habe, ein ausländisches Buch, aus dem du dir nichts machen wirst.“

Aber Gh'ü war voll Interesse. Er hatte alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, durchstudiert. Sein Examen hatte er mit Auszeichnung bestanden, und es war sein dringender Wunsch, seine Studien fortzusetzen; aber hier in den Bergen gab es leider nicht viel zu lesen, denn es war hier nicht viel Interesse für geistige Dinge vorhanden. Jetzt aber hatte er etwas Neues, und begierig las er eine Seite nach der anderen. Der alte Priester rauchte ruhig seine Pfeife und ging dann fort, um nach dem Weihrauch zu sehen und nach den Kerzen, die immer vor den Götzenbildern brennen müssen. Aber Gh'ü merkte nichts von allem, was um ihn her vorging; er war ganz vertieft in die wunderbare Geschichte.

Es war das Markusevangelium. Je weiter er las, desto tiefer ergriff das einfache herrliche Leben, von dem er hörte, sein Herz. Wieder und wieder ging er zu seinem Freunde in den Tempel, um dort das kleine Buch zu studieren, bis der Inhalt sich seinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Aber weder der Priester noch sonst jemand, den er fragte, konnte ihm die Auskunft geben, nach der sein Herz verlangte.

Jesus von Nazareth — der König der Juden — der Sohn Gottes — der Freund der Zöllner und Sünder — wer konnte dieser wunderbare Lehrer sein? Welche Macht, Weisheit und Liebe offenbarte sich in Ihm! Kein Wunder, daß die Leute riefen: „Er hat alles wohlgemacht!“ Aber wie sonderbar endete die Geschichte! Er starb — Finsternis rings umher. Und als die Sonne am dritten Tage aufging, siehe, da war Er auferstanden! Konnte das wahr sein? Und wenn es wahr wäre; wann hatte es sich zugetragen? Wo ist Er jetzt? Was ist's mit dem Evangelium? Wie kann man seiner gewiß werden? Und Seine Apostel, wo waren sie, wo konnte man sie finden?

Da lag die Schwierigkeit. Keiner von ihnen schien je in die westlichen Berge gekommen zu sein. So sehr er sich auch bemühte, er konnte von niemand erfahren, der imstande gewesen wäre, den Inhalt des kleinen Buches zu erklären.

Und doch war das Buch da. Wer hatte es gebracht? Gab es noch andere dieser Art? Bestand irgend eine Gesellschaft, die sich die Ausübung und Verbreitung dieser Lehre zur Aufgabe gemacht hatte? Wenn das der Fall wäre, so wollte er sich derselben anschließen. Aber niemand konnte ihm sagen, wohin er sich wenden mußte.

Endlich, nach ungefähr einem Jahre, erreichte ihn die Kunde, daß ein Fremder, ein Engländer, nach dem südlichen Teil der Provinz gekommen war und in P'ing-yang eine Religion lehrte, die er „die frohe oder gute Botschaft von Jesus“ nannte. Sein Name war David Hill, und er verkaufte auch Bücher wie das kleine Markusevangelium, das er bei seinem Freunde, dem Priester, entdeckt hatte. Wie verlangte Ch'ü danach, hinzugehen und ihn zu besuchen! Aber P'ing-yang war drei Tagereisen entfernt, und da er sein Landgut zu verwalten und seine Schule zu versorgen hatte, so konnte er unmöglich eine so weite Reise machen.

Nach einigen Monaten mußte einer seiner Schüler zu einem großen Examen nach P'ing-yang gehen, und bei seiner Rückkehr von der Stadt brachte er zwei andere ausländische Bücher mit, von denen er glaubte, daß sie seinen Lehrer interessieren würden. Voll Freude ergriff Ch'ü dieselben und fragte den jungen Mann aus über alles, was er gehört und gesehen hatte. Aber von der neuen Religion konnte er ihm nichts weiter sagen, als daß er ihm die genaue Adresse der Fremden mitteilte.

Über ein Jahr ging der Student wieder hin, und diesmal brachte er ein ganzes Neues Testament mit. „Ich las immer darin,“ sagt Ch'ü, „obgleich ich wenig verstand. Eines machte mir einen besonderen Eindruck, daß Jesus sagte, der Weg zum ewigen Leben sei schmal und die Pforte enge, und wenige würden ihn finden. Ach! dachte ich, die Zeit geht hin und das Ende kommt bald. Ich bin noch nicht auf dem Wege; da werde ich wohl nie ans Ziel gelangen.“

Wieder vergingen zwei Jahre. Endlich konnte Ch'ü es nicht länger ertragen. Er ließ alles im Stich, machte

sich auf den Weg nach P'ing-yang und fragte nach dem Hause der Fremden. David Hill war nicht mehr da. Aber Herr Drake, der jetzige Missionar, der das aufrichtige Verlangen Ch'ü's erkannte, nötigte ihn, einige Tage zu bleiben, um alles eingehend mit ihm besprechen zu können. Mit herzlichem Dank nahm Ch'ü die Einladung an. Während seines Besuches kam Prediger Hsi, dessen Geschichte wir oben mitgeteilt haben, gerade ins Missionshaus, wie er es öfter zu tun pflegte, und seine Worte und seine herzliche Teilnahme waren eine große Hilfe, bis Gottes Stunde kam und Er sich dem verlangenden Herzen in gnadenvoller Weise offenbarte.

Dann eilte Ch'ü zurück und suchte seinen alten Freund auf. Lange Gespräche hatte er mit ihm in dem Tempel, und es gelang ihm, den Priester Buddhas zu den Füßen des Heilandes zu führen. Nun begannen sie beide, mit großem Eifer an der Verbreitung des Evangeliums zu arbeiten. Viel Verfolgung mußten sie leiden. Aber das Feuer der Liebe brannte immer heller in ihren Herzen, und andere fingen an, nach dem Segen zu verlangen, der ihr Leben so umgestaltet hatte.

Einmal nahm Ch'ü seinen Bruder, der auch den Herrn kennen gelernt hatte, mit zu einer der vierteljährlichen Konferenzen in P'ing-yang. Bei ihrer Rückkehr fanden sie das ganze Haus in Aufregung. Ch'ü's einziges Kind war gefährlich krank und starb nach wenigen Tagen. Dann mußte sich auch der Bruder legen. Aber in seiner kurzen Krankheit bis zu dem Augenblick, wo er heimgehen durfte, sagte er immer wieder mit triumphierender Freude: „Gott sei Lob und Preis! Jesus ist wirklich der Heiland der Menschen!“

Oft wurde Ch'ü gedrängt, zu widerrufen und als er sich weigerte, geschlagen. Dann wollten sie ihm den Dokortitel nehmen und sein Amt. Aber er sagte: „Ich achte das alles nichts. Jesus hat größere Ehre für mich bereit. Durch Seine Erlösung bin ich aus dem Tode zum Leben ge-

kommen. Wir, die wir an Jesum glauben, haben einen Frieden, den die ganze Welt uns nicht rauben kann.“

Es war nicht zu verwundern, daß alle Christen den treuen Zeugen liebten, diesen warmherzigen, furchtlosen Mann, und daß sie sich freuten, als er sich in Taning niederließ, um dort als Diener des Herrn zu arbeiten, und sein Freund Chang, der frühere Priester folgte ihm, um auch daselbst zu wirken.

Ch'ü war ein besonders gesegneter Evangelist und reiste von Ort zu Ort in der Provinz umher. Er war sehr beliebt; jedermann hörte ihm gern zu und erquickte sich an seinem im Herrn glücklichen Herzen. Die Freude am Herrn erfüllte seine Seele, und sein ganzes Leben war ein Lobgesang. Im Sommer 1905 hat ihn sein Heiland heimgerufen aus der Arbeit in die Ruhe.

5. Sof-tais Bekehrung.

An der Südküste Chinas befindet sich die lieblich gelegene Insel Amoy. Hier wirkt seit 1844 die Londoner Missionsgesellschaft in reichem Segen. Der Anfang der Missionsarbeit war freilich nicht leicht. Erst nach vier Jahren konnte man zwei Erstlinge aus der Mitte der Chinesen taufen. Nicht lange danach wurde ein anderer Mann, der noch eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Mission auf Amoy einnehmen sollte, für den Herrn gewonnen, Sof-tai, ein chinesischer Offizier, der sich eines guten Rufes erfreute und alle Aussicht hatte, zur höchsten Stellung in der Armee aufzusteigen. Eines Tages trug er im Kampf mit den Seeräubern eine schwere Verletzung seines Auges davon. Die chinesischen Ärzte, die er zu Rate zog, vermochten ihm nicht zu helfen. Inzwischen wurde noch das verwundete Auge von einer Entzündung befallen, und diese verursachte Sof-tai solche Qualen, daß er auf seinem Lager beständig den Plan erwog, seinem Leben ein Ende zu machen. Ein benachbarter Metzger, dem der An-

blick seiner schrecklichen Leiden zu Herzen ging, machte ihn auf das englische Missionshospital in Hongkong aufmerksam und riet ihm, sich in dasselbe aufnehmen zu lassen. Dabei rühmte er das große Wohlwollen des englischen Missionsarztes und dessen außerordentliche Geschicklichkeit. Aber bei diesem Vorschlag wurde der Offizier sehr aufgebracht. „Ich will lieber sterben,“ entgegnete er, „als mich der Schande aussetzen, irgend etwas mit diesen Barbaren zu tun zu haben.“

Als jedoch in den folgenden Tagen das Leiden Sof-tai immer schmerzlicher ward, baten ihn auch seine Freunde, den englischen Doktor aufzusuchen. Von Schmerzen erschöpft, gab Sof-tai schließlich ihrem Drängen nach. Als er zur Thür des Hospitals eintrat, traf es sich, daß die Kranken gerade zur Predigt versammelt waren. Der Prediger kündigte eben den Text an: „Ein jeglicher gute Baum bringt gute Früchte; aber ein fauler Baum bringt arge Früchte usw.“ Bei diesen Worten war Sof-tai nicht wenig erstaunt. Im Lager hatte er die wunderbarsten Geschichten über das Tun und Treiben der „fremden Teufel“ vernommen; aber nimmer hatte er erwartet, so tiefe Wahrheiten bei ihnen verkündigen zu hören. — Er ist verwirrt und weiß nicht, was er sagen soll. Diese Lehre, denkt er, ist in der That den besten Aussagen chinesischer Weisen gleich zu achten, und es wohnt ihr offenbar noch eine ganz andere Kraft inne.

Noch ganz erfüllt von den eben gehörten Gedanken aus Gottes Wort, wird Sof-tai zum Doktor geführt und ist erstaunt, in diesem feinen wilden Barbaren zu sehen, sondern einen Mann, der ihn mit solcher Höflichkeit behandelt, als hätte er die sorgfältigste Erziehung in den feinsten Formen der chinesischen Anstandslehre genossen. Als ihm dann aber der Arzt eröffnete, daß das verletzte Auge operiert werden müsse, da ward Sof-tai im höchsten Maße betroffen; denn von dem Gebrauch des Messers wissen die chinesischen Ärzte nichts, und für Sof-tai war es ein entsetzlicher Gedanke, daß sein Auge „geschnitten“ werden sollte.

Er ging mit dem Entschluß nach Haus, das Hospital nie wieder aufzusuchen. Als aber seine Schmerzen unerträglich wurden, kehrte er nach einigen Tagen doch wieder dahin zurück, und war bereit, sich jeder notwendigen Operation zu unterziehen. Ein kleiner Schnitt gewährte ihm sogleich etwas Erleichterung, und nach einigen weiteren Besuchen war er in der Lage, seine Berufspflichten wieder ausüben zu können, obgleich das verletzte Auge für immer verloren war. Mit zunehmender Freude kam er zu allen Zusammenkünften, in denen das Wort Gottes verkündigt oder betrachtet wurde. Dasselbe erwies sich denn auch an ihm, dem Glaubenden, als das, was es wahrhaftig ist, als Gottes Wort. Es schenkte seinem Herzen neues, göttliches Leben und Frieden. Schon nach einigen Monaten ließ er sich denn auch auf den Namen des Herrn taufen.

Als sein Übertritt zum Christentum bekannt ward, hatte er beständig Hohn und Spott zu erdulden. Aber er ließ sich dadurch in seinem Glauben nicht irre machen, er fühlte sich vielmehr immer mächtiger gedrungen, Zeugnis von dem Heil in Christo abzulegen.

Bei einer Glaubensversammlung der Christen und Missionare wurde auch Sof-tai zum Gebet gedrängt. Es war eine Menge heidnischer Zuhörer anwesend, darunter auch einige Soldaten seines Kommandos. Diese hatten, ins Lager zurückgekehrt, nichts Eiligeres zu tun, als einem Offizier von der Sache Mitteilung zu machen. Der Offizier reichte eine förmliche Anklage an den Oberst ein; und am nächsten Tage erhielt Sof-tai Befehl, sofort bei seinem Vorgesetzten zu erscheinen. Als er das Zimmer des Obersten betrat, redete ihn dieser freundlich an und sagte: „Ich höre, Sie sind ein Mitglied der Barbarensekte geworden. Ist dem so?“ Sof-tai erwiderte, der Oberst müsse wohl falsch unterrichtet worden sein, denn er sei keiner solchen Sekte beigetreten. Dagegen sei es allerdings Tatsache, daß er sich zu dem lebendigen Gott bekehrt habe und Christ geworden sei. „Aber wie ist es denkbar,“ sagte der Oberst, „daß ein so vielversprechender Offizier, wie

Sie, so verblendet ist, die eigene Religion aufzugeben und dem Glauben der Feinde Chinas beizutreten?" Er entließ ihn mit dem Bescheid: „Sehen Sie sich vor, daß Sie sich in der Erfüllung Ihrer Pflichten pünktlich und treu erweisen! Denn bei der ersten Gelegenheit, wo Sie sich ein Verschämnis zu schulden kommen lassen, werde ich Sie bei dem General anzeigen, und Sie werden aus der Armee entlassen werden.“

Bald sollte der Glaube des Sok-tai auf eine schwere Probe gestellt werden. Die Seeräuber hatten sich wieder einmal längs der Küste durch Raub und Mord bemerkbar gemacht. Da erhielt der Offizier Sok-tai den Befehl, sich einer Expedition gegen dieselben anzuschließen. Der kommandierende Offizier war ihm wegen seines Christentums feindlich gesinnt. Er ersann einen höchst treulosen Plan, der Sok-tai mit unfehlbarer Sicherheit ins Verderben stürzen sollte. Die Expedition war noch nicht lange auf See, als man die Piratenschiffe in der Ferne entdeckte. Sofort wurde auf sie Jagd gemacht. Der Wind war günstig. Die Kriegsdschonken segelten schnell und waren bald in der Lage, die Verfolgten zu überholen. Das von Sok-tai befehligte Schiff segelte allen voran und befand sich bald in gleicher Linie mit dem größten Schiffe der Seeräuber. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der kommandierende Offizier seinen teuflischen Plan, Sok-tai zu verderben, zur Ausführung bringen konnte. Da dessen Schiff schon einen Vorsprung gewonnen hatte, ließ er absichtlich die anderen langsamer fahren, sodaß der Abstand zwischen diesem und dem Schiffe Sok-tais immer größer wurde. Bald erkannte Sok-tai, daß sein Schiff nicht stark genug war, um allein den Kampf mit dem Feinde erfolgreich aufzunehmen. Das Verdeck der feindlichen Dschonke war dicht besetzt von verzweigten, wilden Räufern. Schon machten sie Anstalten, ihren Verfolger anzugreifen. Sok-tai schaut ängstlich nach Hilfe aus, aber zu seinem Schrecken gewahrt er, wie weit der übrige Teil der Kriegsflotte hinter ihm zurückgeblieben war. Ueberzeugt, daß hier niemand helfen kann

als Gott allein, nimmt er zu diesem seine Zuflucht. Er verläßt für einen Augenblick das Deck und begibt sich in seine Kabine. Dort kniet er nieder und fleht: „O Gott, ich bin sehr schwach. Der Feind ist vor mir, und der Feind hinter mir. Du bist meine einzige Hoffnung. Errette mich um Jesu Christi willen!“ Dann kehrte er schleunigst aufs Deck zurück und richtete mit eigener Hand die größte Kanone auf den Feind. Der wohlgezielte Schuß reißt das Steuerreep der Seeräuberdschonke hinweg und tötet den Steuermann. Als bald entsteht an Bord des feindlichen Schiffes die größte Verwirrung, und schnell gelingt es Sof-tai, sich desselben zu bemächtigen.

Nachdem der vollständige Sieg errungen ist, eilt Sof-tai, dem Oberbefehlshaber Meldung zu erstatten. Als er vor ihm mit der Liste der Gefangenen erscheint, sagt der Oberbefehlshaber, halb im Ernst, halb scherzend: „Ihr Gott ist gewiß der wahre Gott, Sie haben Ihm heute Ihre Rettung zu verdanken.“ Sof-tais Herz war zu bewegt, als daß er hätte antworten können. Der Gedanke an die wunderbare Bewahrung des Herrn erfüllte sein Innerstes. Er verneigte sich und zog sich zurück. —

Dieses Erlebnis sollte in der Hand Gottes dazu dienen, Sof-tai zu dem Berufe vorzubereiten, den ihm der Herr zugedacht hatte. Achtzehn Jahre danach ging er mit einem Missionar in ein Gebiet, wo man den Namen Gottes noch nicht gehört hatte, um dort das Werk des Herrn zu treiben. Die dortige Bevölkerung stand im schlimmsten Rufe. Opiumrauchen, Spielen und andere damit verbundenen Laster waren an der Tagesordnung. Aber Gott segnete die Arbeit Seiner Knechte, die das Zeugnis von der Liebe Gottes und der Gnade Jesu verkündigten, nachdem sie die Macht dieser Liebe und Gnade an sich selbst zu ihrem Heil erfahren hatten.

6. Wie der Gelehrte Ning Sien-feng in das Reich Gottes einging.

Ning Sien-feng, ein stolzer Anhänger des Konfuzius, war ein Mann von bedeutendem Ansehen und Einfluß in der Stadt Sching-Sien, ein tüchtiger Gelehrter, der einen hohen wissenschaftlichen Grad erlangt hatte und deshalb zu den „Siu-t' sai“ (hohen Literaten) gehörte. Ausländische Denkungsart war ihm nicht unbekannt; er hatte Übersetzungen europäischer wissenschaftlicher Werke gelesen, ja, auch christliche Literatur war ihm nicht ganz fremd geblieben. Die Bibel jedoch erschien ihm höchst trocken und uninteressant. Sorglos und ungläubig in Bezug auf geistliche Dinge, hielt er das Gebet für Torheit. „Wenn es einen Gott gibt,“ pflegte er zu sagen, „dann muß Er selbstverständlich ein viel zu hohes Wesen und von der Berührung mit Menschen viel zu weit entfernt sein, als daß Er sich um die kleinen Angelegenheiten unseres täglichen Lebens bekümmern könnte.“ An einem Sommertage des Jahres 1872 traf er zum erstenmal mit Missionar Stevenson zusammen, welcher sich lange und ernst mit ihm unterhielt und sich besonders zu ihm hingezogen fühlte, obwohl ihn der ausgesprochene Unglaube des Mannes sehr schmerzte. „Laß es mich dir frei bekennen, Lehrer,“ sagte endlich Ning Sien-feng, „ich glaube den Lehren nicht, die ihr Ausländer uns bringt.“ Mit einer Ernsthaftigkeit, die den Konfuzianer in Erstaunen setzte, sagte der Missionar: „Ich werde deiner vor dem wahren und lebendigen Gott regelmäßig im Gebet gedenken.“

Ning Sien-feng ging davon, aber diese letzten Worte konnte er nicht vergessen. „Dieser Mann ist ein Ausländer, mir völlig fremd, und doch um meine Seele so besorgt, daß er für mich täglich beten will,“ so dachte er, „und ich selbst bete nicht. Sollte ich nicht einmal anfangen zu beten?“ war sein nächster Gedanke. Zu beten, wie ihm der Missionar gesagt hatte, schien dem stolzen Konfuziusjünger unmöglich. „Und doch,“ dachte er, „ist die Sache sicher eines Versuches

wert.“ So stieg, wenn auch voller Zweifel, doch ernstlich und inbrünstig aus der Tiefe des Heidenherzens der Schrei zu dem großen, unbekanntem Gott empor: „O Gott, wenn Du wirklich bist, gib mir Licht, wenn Licht zu haben ist!“ Er griff zur Bibel, die ihm früher so trocken und wertlos erschien. Dieses Mal wurde sie ihm eine neue, wunderbare Offenbarung. Auch in sich selbst merkte der Gelehrte mit Erstaunen eine Veränderung, die er sich nicht erklären konnte. Das Buch fesselte ihn so, daß er bis spät in die Nacht hinein las. Wohl fühlte er sich einerseits durch das, was er las verurteilt als verdammungswürdig, aber andererseits kam ihm von dem Gott, den er um Licht gebeten, eine wunderbare, rettende Macht und Gnade entgegen. Bald war das Studium des Wortes Gottes seine größte Wonne. Immer mehr erstarkte in ihm der Glaube an die kostbaren Wahrheiten, die er darin fand, und er faßte ein lebendiges, wahres Vertrauen zu Jesu, dem Sohne Gottes, als seinem Erretter.

O Welch ein Glück, Welch ein neues Leben ging nun in ihm auf! Das konnte er nicht für sich behalten. „Gott hat mir auf mein Gebet hin und durch Sein Wort Licht und Frieden gegeben und mich so unaussprechlich glücklich gemacht; sollte Er nicht auch meine Angehörigen retten können?“ so fragte King Sien-seng nun. Seine Frau war, wie er selbst, bisher eine strenge Anhängerin des Konfuzius gewesen, und er fürchtete sich sehr, ihr seinen „neuen Glauben“ zu bekennen. Endlich faßte er sich ein Herz und rief sie eines Abends, nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, in sein Studierzimmer. Ein Auftritt schien ihm unvermeidlich, aber er hoffte, in der stillen Abendstunde würde er am wenigsten von anderen gehört werden. Seine Frau setzte sich ihm gegenüber in einiger Entfernung, wie es für chinesische Frauen Sitte ist, und wartete stillschweigend. Ihm fehlte jedoch der Mut, er konnte nicht reden. Endlich sagte seine Frau: „Du hast mir etwas zu sagen!“ Jetzt gab's kein Entrinnen mehr, und er erzählte ihr die ganze Geschichte: „Frau, ich habe herausgefunden,

daß im Himmel ein wirklicher, lebendiger Gott wohnt, und daß Er unser Vater ist, wenn wir durch Jesum Christum, Seinen Sohn, zu ihm kommen.“ Vielleicht ist Ning Sien-feng nie so erstaunt in seinem Leben gewesen, als damals, da statt der erwarteten Flut von Borwürfen über die Lippen seiner Frau die Worte kamen: „Wie freut mich das, Ning!“ Zu seiner höchsten Verwunderung erklärte sie ihm: „Ich habe schon jahrelang gewußt, daß unsere Lehre und unsere Götzen eitel sind. Als bei dem letzten Aufstand die Rebellen in unsere Stadt eindrangen, zerstörten sie die Tempel und schleppten die Götzen weg. Da wurde mir's klar: Wenn die Götzen sich selbst nicht schützen und retten können, so können sie mir noch viel weniger helfen. Als dann die Soldaten in unser Haus kamen, versteckte ich mich in furchtbarer Angst in den Kleiderschrank und betete dort. Ich dachte, es müsse doch wohl irgendwo ein wirklicher Gott sein, und ich rief ihn an: „Ehrwürdiger Gott, beschütze mich!“ Das tat Er auch. Die Aufständischen kamen ins Zimmer und zertrümmerten alles, nur den Kleiderschrank, in dem ich verborgen war, öffneten sie nicht. Seit dieser Zeit habe ich immer geglaubt, daß es einen großen Geist gibt, den wir nur noch nicht kennen. Ist es möglich, daß du Ihn gefunden hast?“ — Ning Sien-feng sagte seiner Frau nun noch manches von der wunderbaren Liebe dieses großen Gottes. Erst gegen Morgen legten sie sich zur Ruhe nieder. Es dauerte nicht lange, da bekannte die Frau auch ihren Glauben an den großen Gott und an Jesum Christum als ihren Erretter.

Bei einem späteren Besuch in Sching-hien schreibt Missionar Stevenson: „Ich erlebte hier große Freude. Gott hat sich zu Ning Sien-feng's einfältigem Glauben bekannt und ihn durch die Befehrung mehrerer Seelen gesegnet. Seine Frau ist auch glücklich. Ich taufte ihn und zwei andere Männer, und ich bin dankbar, sagen zu dürfen, daß er, ehe er diesen mutigen, entscheidenden Schritt getan hat, die Kosten wohl überschlagen hat. Letzten Sonntag erhob er sich unaufgefordert in der Kapelle als ich gepredigt

hatte und sprach ziemlich lange vor einer Anzahl Zuhörer. Er sagte einiges über den Weg zu dem lebendigen Gott, erzählte, was Gott an ihm selbst getan, und ermahnte seine Zuhörer, gleich ihm ihre Zuflucht zu dem Herrn Jesu zu nehmen. Als ich dieses edle Zeugnis von der Macht der Gnade Gottes hörte, konnte ich nur Gott danken und Mut fassen. Wenn ich dieses Mannes Stellung im äußeren Leben betrachte und dann bedenke, welchen Schritt er getan hat, und wie vielen Verfolgungen er nun ausgesetzt ist, dann wird es mir immer wieder gewiß, daß die Tage der Helden und Märtyrer noch nicht dahin sind."

Einige Monate später bekannten zehn der Befehrten aus dieser Gegend, darunter Kings eigener Sohn und mehrere andere, welche die Frucht seiner Arbeit waren, durch die Taufe ihren Glauben an den Herrn Jesum.

7. Die Macht der Gnade.

Ein unwissender Chinese kam in eine Kapelle in Ato, wo er einen Missionar (S. L. Binkley) predigen hörte über die Allgenugsamkeit Christi, Sünder zu retten. Nach Schluß des Gottesdienstes ging er zu ihm hin und sagte: „Von diesem Jesus habe ich bis jetzt noch nie gehört, und ich weiß nicht, wer Er ist; aber sagtest du nicht, daß Er mich von allen meinen Sünden retten könne?“

„Ja,“ erwiderte der Missionar, „genau das habe ich gesagt.“

„Aber da kanntest du mich nicht, als du das sagtest. Ich bin ein Lügner, ein Spieler, ein Zauberer, ein Ehebrecher gewesen und seit zwanzig Jahren ein Opiumraucher. Nun, wenn du mich gekannt hättest, so würdest du nie gesagt haben, was du gesagt hast, siehst du?“

Missionar Binkley konnte nur mit Nachdruck seine frühere Erklärung über die Macht und Willigkeit Jesu, selbst von solch einer Menge Sünden zu reinigen und zu erretten, wiederholen.

Der Opiumraucher war sprachlos vor Erstaunen, denn sein Geist hatte in schweren Fesseln des Fürsten der Finsternis gelegen; das Gift der Sinnenlust war in seinem Blute, und er war in hoffnungsloser Sklaverei an das schreckliche Opium verkauft. Er ging weg, kam jedoch wieder, um mehr von diesem wunderbaren Heiland zu hören. Wochen vergingen, da eines Morgens stürzte er mit Ungestüm in das Zimmer des Missionars, und sein strahlendes Gesicht verkündigte die gute Botschaft: „Ich habe es jetzt, Jesus kann mich von all meinen Sünden erretten; ja, Er hat es getan.“ Ja, es war wahr, der Glaube an Christum hatte sogar die Sklaverei langer Jahre, das Verlangen nach Opium, gebrochen.

Er ging in sein Heimatdorf zurück, um seinen Mitsündern vom Herrn Jesu zu erzählen. Obgleich vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt, erzählte er dennoch die Geschichte des großen Heilandes, der die schlimmsten Sünder retten könne und legte durch die Gnade des Heiligen Geistes Zeugnis ab von Seiner rettenden Macht. Er wurde mit Schmutz beworfen, geschlagen, von Ort zu Ort gejagt, aber man konnte ihn nicht zum Schweigen bringen. Zuletzt führten seine Verfolger ihn vor einen grausamen Gerichtsbeamten, und falsche Zeugen brachten gegen ihn die schmutzigsten Anklagen vor. Der verderbte Richter, froh, sich an dieser fremden Sekte rächen zu können, verfügte über ihn, daß er geschlagen würde, und sein bloßer Rücken wurde unbarmherzig mit dem furchtbaren Bambusrohr bearbeitet, bis er ganz zerfleischt war. Zum Missionsgehöfte getragen, beinahe tot, erklärte der Doktor, daß er nie zuvor solche Verletzungen gesehen habe, die vom Bambusstock herrührten.

Ehe der Missionar Worte finden konnte, ihn zu trösten, sagte der Märtyrer mit einem Lächeln: „Lehrer, dieser arme Leib hat große Schmerzen, aber mein inneres Herz Frieden.“ Dann richtete er sich in seinem Bette auf und sagte: „Wenn ich wieder aufkomme, wirst du mich doch nach Soutschiang zurückgehen lassen?“

Seine Genesung schritt nur sehr langsam voran. Aber als er erst halb geheilt war, stahl er sich weg und erschien plötzlich in seinem Heimatort, um seinen grausamen Verfolgern wieder das Evangelium zu verkündigen. Seine Worte des Heils und Friedens, die durch solche blutigen Erfahrungen noch mächtiger wirkten, brachten sogar einige seiner Feinde zum Heiland.

Vierzehn Jahre lang fuhr er fort zu predigen und im Jahre 1869 stellte man ihn als Missionar an. Zahlreich waren die Seelen, bei denen er das Werkzeug ihrer Bekehrung zu Christo sein durfte, und aus ihnen erstanden wohl ein Duzend eingeborener Evangelisten, welche die frohe Botschaft von dem vollen, ewigen und freien Heil in Christo verkündigten. Bis zum letzten Augenblick legte er Zeugnis ab, und als er zu schwach war, um sich auf den Füßen zu halten, sammelte er doch noch solche um sich, denen er von dem Heiland zeugen konnte, und zuletzt entschlief er singend in der Freude, bald beim Herrn zu sein.

Die Geschichte spricht für sich selbst und zeigt, daß keiner ein zu großer Sünder ist, als daß Christus ihn erlösen könnte; also braucht keiner zu verzweifeln. Nimm, mein Leser, nur Gott bei Seinem Worte! Du weißt, was Sein Wort sagt: „Das ist je gewißlich wahr und ein teuerwertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, um Sünder zu erretten.“ (1. Tim. 1,15.)

8. Endlich erhört.

In Tschaktu, in der chinesischen Provinz Fukien, war eine Missionskapelle gebaut worden; der Tag brach an, da sie eröffnet werden sollte, und in allen Straßen redete man davon: „Heute kommt der Fremde, der den Jesusweg verkündigt!“ Ein 75jähriger Blinder fragte, was all der Lärm bedeute und bat dann, man möge ihn auch in die „Jesus-halle“ führen. Kaum war er dort angekommen, so trat der Missionar hervor und las: „Also hat Gott die Welt

geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben."

Das war eine himmlische Musik für den Alten, er sprang augenblicklich auf, klatschte in die Hände und rief: „Dank, Dank, mein Herr! Das ist gerade, was ich brauche, darum habe ich so viele Jahre gebetet.“ Die Leute sagten: „Hinaus mit ihm, er ist von Sinnen!“ Er aber fuhr fort: „Nein, ich bin nicht von Sinnen, ich habe nun, was ich brauche und was ich so viele Jahre lang gesucht habe.“ Ohne neue Unterbrechung wurde die Predigt beendigt, und der Missionar reiste weiter.

Sechs Monate später kam der Missionar wieder nach Tschaktu, da stellte ihm der eingeborene Lehrer sieben Personen vor, welche die Taufe begehrten. Unter ihnen war auch unser blinder Freund. Bei der Taufe müssen die Bekehrten der Gemeinde erzählen, was der Herr an ihren Seelen getan, und wie er sie zu sich gezogen habe. Als nun auch der Blinde anhub, seine Lebensgeschichte mitzuteilen, lauschten alle mit tiefer Bewegung. Er sprach: „Ich war 25 Jahre alt, als ich, wie viele andere, erkannte, daß der Götzendienst eitel sei. Wie ich nun sehr betrübt dahinging, sah ich eines Morgens auf dem Felde den herrlichen Feuerball im Osten aufsteigen; ich fiel nieder und betete die Sonne an mit den Worten: „O Sonne, nimm die Last von meinem Herzen!“ Es wurde Abend und die Sonne war am Untergehen, da betete ich wieder: „O Sonne, ehe du gehst, laß mir einen Segen und nimm die Last von meinem Herzen!“ In dieser Weise betete ich die auf- und untergehende Sonne an, aber die Last auf meinem Herzen wurde nicht leichter. Als ich nun wieder einmal durch die Felder ging, sagte ich zu mir selbst: „Vielleicht kann dir der Mond helfen!“ und betete zwölf lange Monate zum Mond. Aber weder Sonne noch Mond gaben mir den Frieden ins Herz. Daher versuchte ich es mit den glänzenden Sternen und rief sie ein Jahr lang an; auch sie konnten mir nicht helfen. Jetzt warf ich mich eines Tages auf den Boden und

sagte: „Gibt es einen Herrscher über den Sternen, o, so offenbare Du Dich mir!“ Aber es kam keine Stimme von der Höhe, und so setzte ich müde und traurig meinen Weg durch die Welt fort, bis ich ein blinder Greis wurde. Vor sechs Monaten vernahm ich die Bewegung in den Straßen und ging, den Fremden zu hören. Da erfuhr ich, wer der große Gott über allen sei, und wie lieb Er die Menschen habe, und wie Er Seinen Sohn für meine Sünden hingegeben hat, um mich zu erretten. Das war mehr als ich fassen konnte; darum sprang ich auf meine Füße und rief: „Das ist gerade, was ich brauche!“ Heute stehe ich hier, um in die Kirche Jesu Christi aufgenommen zu werden; ich kann jetzt nämlich wie Simeon sagen: ‚Herr, jetzt laß mich in Frieden dahinfahren‘; denn ich habe meinen Heiland gefunden, und die Last ist mir vom Herzen genommen.“

9. Wie ein Chinese Rettung fand.

Der Chinese Hfiao Chi-schan wurde wegen seines tiefen Verlangens, die Sünde los zu werden und in das wahre Licht zu kommen, ein Taoisten-Priester. In seinem eifrigen Forschen nach dem „Wege“ (Tao) führte er das Leben eines Einsiedlers, wohnte viele Monate in einer Höhle und aß trockenen Reis. Während dieser Zeit hörte er etwas vom Christentum, da vor kurzem in Ch'angte (Sunnan) eine Predigthalle eröffnet worden war. Wie viele Taoisten trug er gern ein aus Flicken zusammengesetztes Gewand. Eines Tages suchte er eifrig in einem Haufen Abfallpapier, ob er nicht auf irgend einem Stücklein das den Chinesen-Christen teure Schriftzeichen entdecke. Was für ein Schriftzeichen? Das des Namens Jesu! Seine Mühe wurde reichlich belohnt durch Auffindung eines weggeworfenen Exemplares des chinesischen Neuen Testaments. Der ernstlich die Wahrheit suchende Mann nahm das Buch und las es eifrig. Neu fing er nun an, fleißig die Predigthallen zu besuchen und wohnte regelmäßig am Sonntagmorgen der Verkündi-

gung des Evangeliums bei. Nach einigen Monaten legte er aus freien Stücken das Gewand und das Amt eines Taoisten-Priesters ab. Auch begann er, sich seinen Lebensunterhalt mit seinen eigenen Händen zu verdienen, indem er nun die niedrigsten Arbeiten verrichtete. Er zeigte, daß das Evangelium sein Herz ergriffen hat. Von Anfang an machte es ihm die größte Freude, in dem Buche zu forschen, welches seiner nach Wahrheit und Rettung schmachtenden Seele allein Licht und Leben bringen konnte. Jeden Tag lernte er nun einen Abschnitt der Bibel und ein Lied auswendig. Und lieblich ist es zu sehen, wie er sich abmüht, in allem ein Gott gefälliges und friedliches Leben zu führen, der ihm Heil in Christo geschenkt hat. So zeigt er in der dunklen Umgebung die Macht und Wirkung des in sein Herz aufgenommenen Wortes Gottes. Ja, in Jesus allein, dem Sohne Gottes, dem Heiland der Welt, ist Licht und Rettung für das arme, sündige Menschenherz! Heil allen, die sich bergen bei Ihm!

10. Elias Kabe in China.

Im Norden der Provinz Schan-si, wohnt ein Mann Namens Li, der durch die Arbeit einiger Sendboten des Herrn, die dort ein Opium-Wahl errichtet haben, zu Jesu geführt wurde. Schon lange ist der jetzt über 70 Jahre alte Chinese in diesem Distrikt, wo er der erste Gläubige war, ein gesegnetes Werkzeug im Dienste seines Erlösers. Bald nach seiner Bekehrung hörte er eine gewaltige Predigt von Missionar Stanley Smith über die Worte: „Kein Geiziger, welcher (d. h. weil er) ein Götzendiener ist, hat ein Erbteil in dem Reiche Christi oder Gottes.“ (Ephes. 5,5.) Es bewegte ihn sehr, zu denken, daß er, nachdem er dem Dienste der Haus- und Tempelgötzen entronnen war, je wieder zu derselben Sünde durch den Geiz verführt werden könnte. Um diese Gefahr um jeden Preis zu vermeiden, beschloß er, lieber weder Geld noch Besitztum für sich zu

behalten. Sein kleines Haus mit dem dazu gehörigen Lande übergab er seinem Neffen, während er seine ganze Zeit und Kraft dem Verkündigen des Evangeliums widmete. Die einfache Gastfreundschaft derjenigen, denen er diente und denen seine Gebete zeitliche und ewige Hilfe und Segnung brachten, genügte ihm vollständig. Seine Arbeit wurde reichlich vom Herrn gesegnet. Mit der Zeit eröffnete er selbst ein Asyl zur Heilung von Opiumrauchern, und dadurch wurde er für viele ein Segen. Jedoch diese Arbeit erforderte Ausgaben, und wenn die Vorräte erschöpft waren, hatte der liebe alte Li Gelegenheit, die mancherlei Wege der wunderbaren Treue Gottes zu erfahren.

Schon stand er einige Jahre in dieser Arbeit, als auch in dieser weit entlegenen Provinz die sogenannte „höhere Kritik“ der modernen christlichen Theologie durch einige Missionare Eingang fand, und der alte Mann hörte nun, daß nicht wirkliche Raben dem Elias Brot und Fleisch gebracht, sondern daß wahrscheinlich Araber mit ihm ihre Vorräte geteilt hätten, denn es sei abgeschmackt, anzunehmen, daß Vögel jemals so etwas tun würden! Es würde zu wunderbar sein!

Aber dem einfachen, gesunden Glauben des alten Mannes wollte diese Erklärung durchaus nicht gefallen. Wunder waren keine Schwierigkeit für ihn. Er hatte schon viel zu oft erfahren, wie die wunderwirkende Kraft Gottes seine Gebete erhörte. Außerdem hatte er gerade in dieser Hinsicht eine Erfahrung gemacht, welche keine bloße Behauptung ihm streitig machen konnte.

In seiner Asylarbeit waren einst alle Hilfsmittel erschöpft, keine Patienten kamen, das Asyl stand leer, und sein Glaube wurde auf eine harte Probe gesetzt. Ganz in der Nähe war ein Better von ihm Priester in dem großen Tempel des Dorfes. Wenn dieser von Zeit zu Zeit seinen Verwandten besuchte, brachte er ihm von seinen großen Vorräten ein kleines Geschenk mit, bestehend aus Brot oder Hirse. Beim Empfang dieser Gaben pflegte der alte Mann zu sagen: „Meines himmlischen Vaters Gnade“. Aber der

Priester war damit nicht zufrieden und machte ihm Vorstellungen. „Was hat denn deines himmlischen Vaters Gnade damit zu tun, möchte ich wissen? Die Hirse gehört mir, ich bringe sie dir; wenn ich es nicht täte, würdest du sehr bald verhungern. Er hat gar nichts damit zu tun.“ „Aber mein himmlischer Vater gibt es dir ins Herz, für mich zu sorgen,“ erwiderte der alte Li.

„Das ist alles sehr gut,“ unterbrach ihn der Priester. „Wir werden sehen, was geschehen wird, wenn ich keine Hirse mehr bringe.“ Die nächsten Wochen blieb er nun weg, obgleich seine Teilnahme ihn drängte, für den alten Mann zu sorgen, den er wegen seiner beständigen ausgeübten Liebeswerke achten mußte.

Gerade um die Zeit war die Not des lieben alten Li sehr groß. Endlich kam ein Tag, an welchem alles aufgezehrt war. Das Wyl war noch leer, und er hatte keinen Käsck, um sich einen Bissen Brot zu kaufen. Er warf sich in seiner Kammer auf die Kniee und schüttete dem Herrn im Gebet sein Herz aus. Er mußte sehr gut, daß sein Vater im Himmel ihn nicht vergessen würde, noch vergessen könnte. Nachdem er um Segen für seine Arbeit und für das Volk um sich her gebetet hatte, erinnerte er den Herrn an das, was der Priester gesagt hatte und bat Ihn, um Seines großen Namens Ehre willen, ihm an dem Tage sein tägliches Brot zu geben.

Unverzüglich kam die Antwort. Während der alte Mann noch im Gebet kniete, hörte er ein ungewöhnliches Geschrei und Krächzen und Flügelschlagen draußen auf dem Hofraume und ein Geräusch, als ob etwas zu Boden fiel. Er stand auf, um zu sehen, was geschehen war. Eine Anzahl Krähen oder Raben, die in jenem Teile Chinas sehr gewöhnlich sind, flogen in großer Unruhe hin und her, und als er aufschaute, fiel ein großes Stück fetten Schweinefleisches gerade zu seinen Füßen nieder. Einer der Vögel, von einem anderen Raubvogel verfolgt, hatte es gerade in jenem Augenblick auf jenen Fleck fallen lassen. Dankbar hob der alte Mann die unerwartete Gabe auf, indem er

sagte: „Meines himmlischen Vaters Gnade und Freundlichkeit!“ Dann schaute er sich um, um zu sehen, was gefallen war, als er noch betete und, siehe da, er entdeckte ein großes Stück Maistuchen fertig zum Essen zubereitet. Ein anderer Vogel hatte das auch fallen lassen, und so war reichlich für ein Mittagsmahl gesorgt! Augenscheinlich hatten die Raben einen Beutezug gemacht, und von stärkeren Vögeln überrascht, hatten sie ihre Beute gerade über seinem kleinen Hofraum fallen lassen.

Mit einem vor Freude übersießenden, anbetenden Herzen zündete der liebe alte Mann das Feuer an, um das willkommene Mahl zu bereiten. Während es noch kochte, ging die Thür auf, und zu seiner großen Freude trat sein Better, der Priester, herein.

„Nun, hat dein himmlischer Vater dir etwas zu essen geschickt?“ fragte er etwas spöttisch, indem er nichts von dem Beutel Hirse sagte, den er sorgfältig in seinem weiten Armel verborgen hielt.

„Schau und sieh,“ antwortete der alte Mann lächelnd, indem er auf den langsam kochenden Inhalt des Gefäßes auf dem Feuer deutete.

Zuerst wollte der Priester den Deckel nicht aufheben, da er sicher war, daß da nichts als Wasser kochte, aber zuletzt, durch den aufsteigenden lieblichen Duft von Neugierde überwältigt, warf er einen Blick in den Topf. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er das vortreffliche Mittagsmahl entdeckte.

„Ei,“ rief er, „woher hast du das?“

„Mein himmlischer Vater schickte es,“ antwortete fröhlich der alte Mann. „Er gab es dir ins Herz, weißt du, mir von Zeit zu Zeit ein wenig Hirse zu bringen, aber als du es nicht länger tun wolltest, war es für Ihn ganz leicht, einen anderen Boten zu finden.“ Der ganze Vorfall, sein Gebet und das Kommen der Raben, wurde nun in lebendiger Weise erzählt.

Auf den Priester machte das, was er sah und hörte, einen so tiefen Eindruck, daß er von dieser Zeit an ein

eifriger Bibelforscher wurde, und bald darauf glaubte und erkannte er, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist. Er gab seine behagliche Stellung im Tempel auf für die beseligende Wahrheit, die seiner Seele Heil und Frieden brachte. Er wirkte unentgeltlich als Lehrer, wurde ein sehr geschätzter Arbeiter unter dem Volke Gottes, und während des Boxeraufstandes im Jahre 1900 erlitt er furchtbare Qualen um seines Zeugnisses willen, gab aber freudig sein Leben dahin für Jesum, seinen Heiland.

II. Im Schirme des Höchsten.*)

Wir hatten — so erzählt J. Hudson Taylor, den der Herr so außerordentlich in Seinem Dienste am Evangelium in China gebraucht und gesegnet hat, — eine sehr beschwerliche und langweilige Seereise. Wir verloren viel Zeit am Äquator infolge der anhaltenden Windstille, und als wir endlich den östlichen Archipel erreichten, wurden wir wieder aufgehalten. Wohl erhob sich ab und zu ein leichter Wind kurz nach Sonnenuntergang und währte über Nacht, aber so sehr wir auch suchten, in dieser Zeit voranzukommen, so kamen wir doch tagsüber nicht weiter, ja, verloren oft wieder, was wir gewonnen hatten, weil uns die Strömung zurücktrieb.

Besonders geschah dies in der nächsten und gefährlichen Nähe von Neu-Guinea. An einem Samstag Abend waren wir etwa 30 Meilen vom Land; aber am Sonntag Vormittag sah ich während des „Gottesdienstes,“ der auf dem Deck gehalten wurde, einen sehr sorgenvollen Zug auf dem

*) Nachdem wir in den obigen Geschichten aus China gezeigt haben, wie der Herr in diesem großen, aber finsternen Reiche die Macht Seiner Gnade entfaltet in der Belehrung von Sündern, indem Er sie auf wunderbare Weise mit Seinem Evangelium bekannt zu machen weiß, und nachdem wir noch in der letzten Geschichte eine Probe gegeben haben von der Durchhilfe, welche die Selbigen bei ihrem Zeugnisse erfahren, möchten wir nun zum Schluß noch einen Vorfall erzählen aus den vielen wunderbaren Erweisungen der Hilfe, welche der Herr der Ernte dort Seinen Knechten zuteil werden läßt.

Gesicht unseres Kapitäns liegen, auch sah ich ihn immer wieder nach dem Meere blicken.

Am Schlusse der Predigt erfuhr ich die Ursache seiner Sorge: eine starke Strömung trieb uns gegen einige verborgene Riffe und das so schnell, daß uns schon im Laufe des Nachmittags ein Unglück drohte. Nach dem Mittagessen wurde alles aufgeboten, das Schiff zu drehen, aber vergeblich. Wir trieben dem Lande zu, und wir sahen an der Küste die Eingeborenen der Insel an die Küste eilen, bemerkten, wie sie sich dort ansammelten und verschiedene große Feuer anzündeten. Die Bedeutung der Feuer war uns nicht verborgen, denn der Kapitän wußte aus seinem Buche, daß die Bewohner Kannibalen waren, die angesichts des uns drohenden Schiffbruchs ein Festessen erwarteten, das sie sich aus unseren Leibern bereiten wollten.

Nachdem der Kapitän längere Zeit schweigend dagestanden, sagte er endlich: „Nun, wir haben alles getan, was wir tun konnten; wir müssen nun auf alles gefaßt sein.“ „Nein,“ sagte ich, „eines haben wir noch nicht getan: wir vier Gläubige, die wir auf dem Schiffe sind, haben noch nicht gemeinsam zu Gott um unsere Rettung gerufen, Sie (der Kapitän), der Zimmermann, der schwarze Schiffsstuart und ich; das wollen wir noch tun. Wir wollen einzeln in unsere Kabinen gehen und ernstlich zum Herrn um Seine Rettung flehen, daß Er uns sofort einen günstigen Wind sende.“

Der Vorschlag gefiel dem Kapitän, und wir zogen uns alsbald in unsere einzelnen Kabinen zurück zum Gebet. Ich hatte noch nicht lange in einem ernstem Flehen vor Gottes Angesicht gelegen, da gab mir Gott die Überzeugung ins Herz, daß unsere Gebete erhört würden, sodaß ich nicht weiter beten konnte. Ich ging darum aufs Deck.

Dort stand der erste Schiffsoffizier, ein gottloser Mann, auf seinem Posten. Ich trat auf ihn zu und bat ihn, das Hauptsegel, das zusammengerefft war, damit es nicht nutzlos unaufhörlich an die Raaen schlug, zu lösen und aufzuziehen. Er sah mich an und fragte mich: „Was soll das nützen?“ — Ich sagte ihm, daß wir soeben zu Gott gebetet

hätten, uns einen Wind zu senden, und daß der Wind sofort kommen werde, wir aber keine Minute zu verlieren hätten, da wir jetzt den Riffen ganz nahe seien. —

Der Offizier sah mich ärgerlich und verächtlich an und sagte: „Erst will ich den Wind sehen, ehe ich auf Sie höre.“ Zugleich aber blickte er nach oben, ich folgte seinem Blick und sah die Wimpel am Hauptmast in Bewegung. „Sehen Sie,“ rief ich erfreut, „der Wind kommt.“ „Ach,“ antwortete er, „es ist nur eine Katzenpfote (ein einzelner Windstoß).“ „Nun, ‚Katzenpfote‘ oder nicht,“ rief ich, „bitte, hissen Sie das Hauptsegel, daß der Wind von Nutzen ist!“

Wirklich gab der finstere Mann dann nach. Und als die Männer damit beschäftigt waren, das Hauptsegel zu lösen und auszuspannen, kam auch der Kapitän herbei, und der Wind blies nun in voller Kraft und trieb uns sechs bis sieben Knoten in einer Stunde vorwärts, weg von der Küste, auf der die erstaunten Menschenfresser versammelt waren und zusehen mußten, wie wir schnell aus ihrem Bereich geführt wurden. Eher ließ der Wind auch nicht nach, bis wir die gefährlichen Inseln weit hinter uns hatten. —

So ermunterte mich Gott wunderbar durch Sein Tun, noch ehe ich China, das Feld meiner Arbeit, erreichte, und Er zeigte mir, daß ich in allen Dingen, klein und groß, zu Ihm meine Zuflucht nehmen dürfe und solle.

6.

Zwei Glaubensheldinnen aus dem Heidentum.

1. Kapiolani aus Hawaii.*)

Unter allen hawaiischen Befehrten ragt die Königin Kapiolani, die von einer langen Linie von Königen herstammte und Beherrscherin eines großen Gebietes im südlichen Hawaii war, durch ihren Glaubenseifer hervor.

*) Aus dem Buche: „The Transformation of Hawaii,“ von W. M. Brain.

Trotz ihrer königlichen Abstammung und ihres erhabenen Ranges war sie zuvor eine unwissende, abergläubische Heidin. Hawaiiischer Sitten gemäß hatte sie mehrere Männer und war geistigen Getränken ergeben. Das erste Mal, daß Missionare sie sahen, saß sie auf einem Felsen und salbte sich mit einem Öl der Eingeborenen. Als sie aber die Botschaft des Evangeliums hörte, tat der Herr ihr das finstere und doch nach Frieden sich sehrende Herz auf, um das Heil Gottes in Jesu zu ergreifen und sie gab sich sofort daran, ihr Leben zu ändern. Sie gab ihre heidnischen Wege und Sitten auf und entließ all ihre Männer bis auf Kaihe, den mächtigen, nationalen Redner. So echt weiblich wurde sie nun in ihrem Benehmen und so liebenswürdig in ihrem Wesen, daß sie die Achtung und Bewunderung der Eingeborenen wie der Fremden in gleicher Weise gewann. Mit großer Herzlichkeit lud sie die Boten Gottes zu sich in ihr Haus ein und beratschlagte mit ihnen über die Hebung ihres Volkes und die Ausbreitung des Evangeliums in seiner Mitte. Entschlossen, Aberglauben und Götzendienst auszurotten, ging sie in den heiligen Tempel von Keave und trug die Götzen weg und versteckte sie in den unzugänglichen Felsenhöhlen nahe an dem Eingang der Bai. Indem sie unter ihrem Volke umherging, unterwies sie dasselbe im Worte Gottes. Sie trat in die elendesten Hütten der Armen und Kranken, um sie zu Christo zu weisen und um ihre leiblichen Bedürfnisse durch reichliche Gaben zu befriedigen. Die Last verlorener Seelen ruhte schwer auf ihr. Häufig weckte sie des Nachts ihre Frauen und bat sie, mit ihr um die Befehrung des Königs zu beten.

Aber eine große Tat im Leben Kapiolanis machte sie berühmt vor allen anderen Frauen ihres Volkes: sie bot den Feuergöttern von Kilauea Trotz und brach deren schreckliche Herrschaft. Diese tapfere und mutige Tat setzt ihren Namen für immer in die Liste der großen Heldinnen des Glaubens. Obgleich der Götzendienst gestürzt und in Hawaii abgeschafft war, so glaubten manche der Eingeborenen doch noch an die Göttin Pele und wagten nicht, sie zu verletzen.

Besonders war dies der Fall in dem Gebiet, über welches Kapiolani herrschte. Ihre Untertanen, welche in nächster Nähe des Vulkans wohnten, lebten beständig unter dem Bann seines schrecklichen Feuers. Seit der Ermordung von Kapitän Cook, welche in diesem Gebiet stattfand, besuchten wenige Fremde dasselbe mehr, da sie fürchteten, sein tragisches Schicksal teilen zu müssen. Im Dezember 1824 beschloß Kapiolani, ihr Volk von der Herrschaft seines Aberglaubens zu befreien und die Macht der Feuergöttin zu brechen, indem sie derselben in ihren eignen Gebieten Trotz bieten wollte. Ihr Plan war, die Boten Christi in Hilo zu besuchen, wo kürzlich eine Missionsstation errichtet worden war, und dabei ihren Weg quer über den Berg zu nehmen, auf welchem der Krater sich befand, eine schwierige und gefährliche Reise von hundert engl. Meilen über rauhe Lavabetten. Da es zu der Zeit weder Pferde noch Maulthiere in Hawaii gab, war sie genötigt, den ganzen Weg zu Fuß zu machen. Ihr Volk geriet in Schrecken und versammelte sich von nah und fern, um sie zu bereden, eine so gefährliche Reise doch aufzugeben. Sogar ihr Mann Raihe suchte sie zu überreden. Aber stark im Glauben, vertrauend, daß ihr Erlöser und Herr sie beschirmen würde, sagte sie zu ihnen: „Die Götzen sind abgeschafft. Es gibt nur einen großen Gott; Er wird mich vor Schaden bewahren.“ Als ihr Volk fand, daß sie nicht dazu gebracht werden konnte zu bleiben, beschloffen achtzig von ihnen, mit ihr zu gehen.

Auf ihrer Reise zum Vulkan wurde Kapiolani immer wieder von Männern und Frauen den Weg entlang aufgehalten, welche sie anflehten, heimzukehren und nicht den Zorn der Göttin Pele heraufzubeschwören. Mit heldenhaftem Glauben hielt sie tapfer stand, indem sie einfach antwortete: „Wenn ich getötet werde, so mögt ihr alle an Pele glauben, aber wenn nicht, dann müßt ihr euch alle zu dem wahren Gott wenden.“ In der Nähe des Kraters begegnete ihnen eine Priesterin der Pele, welche den Anspruch erhob, von der Göttin selbst geschickt zu sein. Sie warnte Kapiolani,

nicht die heiligen Grenzen des Vulkans mit Unglauben und Widerstand im Herzen zu betreten, indem sie ihr mit der Todesstrafe drohte, wenn sie darauf bestände, es zu tun. Durchaus nicht in Furcht versetzt durch diese schreckliche Vorhersagung, setzte sich Kapiolani neben das arme betrogene Geschöpf und redete mit ihr. Sie zog ihr Neues Testament hervor und erzählte ihr von dem einen wahren Gott im Himmel und Jesu, Seinem Sohne, dem Heiland der Welt. Schließlich ließ die Priesterin den Kopf hängen und erklärte, daß die Kraft der Göttin sie verlassen habe und sie nichts mehr sagen könne. —

Den Bergpfad entlang wuchsen die Ohelo-Beeren, die der Pele heilig waren, und welche kein Hawaier ohne Erlaubnis der Göttin zu essen wagte. Entschlossen, jedes der Gebote zu brechen, aß Kapiolani frei von ihnen, ohne die pflichtschuldigen Opfer gebracht zu haben; aber ihre Begleiter wagten nicht, es zu tun.

Als sie am Krater angekommen waren, nahm sie ihren Weg den steilen felsigen Pfad hinab über die heißen Lavabetten hin, wobei der Boden unter ihren Füßen zitterte und Dampf aus jedem Spalt hervorströmte, bis an den Rand des Halemaumau. In den großen Feuersee schleuderte sie mit Überlegung Stein auf Stein, indem sie wußte, daß nichts respektswidriger gegen die Göttin und ihr nichts mißfälliger sein könnte.

Nur die, welche die furchtbaren Feuer von Kilauea beobachtet haben, und welche wissen, mit welcher furchtbaren Schrecknissen heidnische Gottheiten bekleidet werden, und mit welcher Zähigkeit dieser Aberglaube selbst gläubige Befenner gefangen hält, können sich vorstellen, welcher heiliger Mut und starker Glaube in dieser hawaiischen Heldin gewesen sein muß.

Indem sie sich an ihr erschrockenes Volk wandte, sagte sie: „Jehova ist mein Gott. Er zündete dieses Feuer an. Ich fürchte Pele nicht. Sollte ich durch ihren Zorn umkommen, dann mögt ihr alle ihre Macht fürchten; aber wenn Jehova mich rettet, indem ich ihre Schrecken breche,

dann müßt ihr Jehova fürchten und Ihm dienen. Die Götter von Hawaii sind eitel. Groß ist die Güte Jehovas, daß Er uns Boten gesandt hat, um uns von diesen eiteln Gözen zu dem lebendigen Gott zu befehlen.“ Dann kniete die ganze Schar nieder, es wurde gebetet, und der Krater hallte wieder von den Tönen eines christlichen Liedes. Über dem Brüllen und Knistern der Flammen konnte man es hören, wie das Echo schallte und wiederhallte zum Preise des Herrn. Also wurden die Feuerpaläste Peles zu einem Tempel des lebendigen Gottes geweiht.

Wir können uns den Schrecken der Leute denken, als sie über das Bett des Kraters zurückkehrten. Ohne Zweifel erwarteten sie ganz bestimmt, daß die dünne Kruste unter ihren Füßen nachgeben würde und sie in das darunter befindliche Feuer stürzen, oder daß sie von Lavagüssen oder Steinregen ereilt würden. Aber „die grausame Feuergöttin“ vermochte sich nicht zu rächen; sie erreichten daher den Rand des Kraters in Sicherheit und setzten in Frieden ihre Reise nach Hilo fort.

Es war eine tapfere und heldenhafte Tat, welche mit der des Elias auf dem Berge Karmel verglichen worden ist, wo er die Baalpriester herausforderte, und mit der des Bonifacius in Deutschland, als er die dem Gott Thor geweihte Eiche niederhieb. Aber Kapiolani entfaltete wohl einen noch heldenhafteren Glauben und einen noch unbezähmbareren Mut. Elias und Bonifacius waren nie unter der Macht der Götter gewesen, welche sie vernichteten, während Kapiolani vor weniger als vier Jahren noch nie etwas von Jesu, dem Sohne Gottes, gehört hatte, dem sie es nun zutraute, daß Er sie bewahren würde, als sie den Göttern Trotz bot, die sie seit ihrer Kindheit verehrt hatte. Dann stand Elias auch an den friedlichen Abhängen des Karmel und Bonifacius auf der stillen Ebene von Oberhessen, während sie in wirklicher Gefahr stand vor jenem schrecklichen Feuer, das die mutigsten Herzen in Schrecken versetzt.

Als sie in Hilo ankam mit geschwellenen Füßen von der langen beschwerlichen Reise, nach Leib und Seele ganz

erschöpft von den aufregenden Erfahrungen, weigerte sie sich zu ruhen, ehe sie für die ganze Gesellschaft ein Unterkommen gefunden hatte, und dann sammelte sie ihre Leute zur Abendandacht. Während sie in Hilo war, leistete sie den Missionaren wertvolle Hülfe, indem sie umherging unter den Leuten und allen, mit denen sie in Berührung kam, Worte christlichen Trostes oder TadelS gab. Ihren segensreichen Einfluß fühlte man noch lange nach ihrem Heimgang.

Ihr gesegnetes Leben endete am 5. Mai 1841, wo sie im vollen Vertrauen auf den Heiland, dem sie lange und treu gedient hatte, heimging.

2. Eine indische Priesterin.*)

Chundra Lela's Vater war ein wohlhabender Großgrundbesitzer aus fürstlichem Geblüt in Nepal in Indien. Mit 9 Jahren war sie schon Witwe, genoß jedoch durch die Hochherzigkeit ihres Vaters die Wohlthaten einer sorgfältigen Erziehung; aber im Alter von 13 Jahren verlor sie den Vater, und nun blieb ihr nichts übrig, als das Studium der dunklen traurigen Geschichte des Hinduismus aus den heiligen Büchern.

Es war ihr zugesagt worden von den Priestern, daß sie Vergebung für die Sünde, die sie nach der düsteren, gottlosen Lehre der Indier begangen haben mußte, daß sie Witwe geworden war, finden würde, wenn sie zu den vier großen indischen Heiligtümern wallfahrtete, die in den verschiedensten Gegenden Indiens liegen. Sie entschloß sich, dieses zu tun, sowie auch alles, was in den heiligen Büchern vorgeschrieben ist. Und so ging sie über Berg und Thal, ihre Zaubersprüche hersagend und ihre Gebete zählend. Die Andacht, mit der sie diese Pilgerfahrt verrichtete, erhellt aus dem Berichte von ihrer Reise:

*) Aus „The Christian“, nach dem Buche: „Chundra Lela, an Indian Priest“, bei Morgan & Scott, London.

„Sie badete in jedem heiligen Flusse und betete in jedem Tempel, an dem sie vorbeikam, brachte den Götzen ihre Opfer und beschenkte die brahmanischen Priester. Auf dem Wege nach dem ersten der vier großen Heiligtümer besuchte sie Calcutta und badete sich im Ganges. Sie betete zu einer Göttin, deren Bildnis schreckenerregend ist: ein schwarzes Gesicht mit ausgestreckter Zunge voller Blut. Viele Ziegen und Lämmer wurden ihr täglich geopfert; wahre Ströme von Blut bezeichneten die Nähe ihres Tempels.“

Chundra Lela wanderte weiter und kam zuletzt bei dem ersten der vier großen Heiligtümer an, bei dem Tempel im Lande Driffa. Der Götze dort ist häßlich, und die Art seiner Verehrung ist schrecklich und unsittlich. Das zweite der Heiligtümer ist Ramanath, nahe bei Ceylon, auf einer kleinen Insel nicht weit von Madura. Während Chundra Lela weiter wanderte nach dem dritten berühmten Tempel im Westen Indiens, brachte sie fortwährend neue Opfer. Zuletzt erreichte sie auch das im Norden Indiens gelegene Heiligtum in den Schneebergen des Himalaya. Nun hoffte sie endlich, daß die Last der Sünde fortgenommen werden könnte. Sieben Jahre waren vorübergegangen, seit Chundra Lela ihre Heimat verlassen hatte, um Gott zu suchen, und doch hatte sie nicht Ruhe und Frieden gefunden. Weder Reisen noch Zeremonien, noch Opfer, noch Gebete hatten irgend etwas ausgerichtet!

Sie setzte also ihr Suchen fort und kam zur Residenz eines Königs in der Nähe von Midnapore. Sie erzählte dem König und der Königin ihre Geschichte und Chundra Lela wurde nun gebeten, ihr Wanderleben aufzugeben. Der König baute ihr ein Haus und gab ihr die nötige Bedienung; sie wurde Priesterin des königlichen Hauses, unterrichtete die Frauen im Sanskrit und verrichtete Gebete für sie. So lebte sie sieben Jahre in Ehre und Reichtum bis zum Tode des Königs. Da sie noch immer keinen Frieden kannte, entschloß sie sich aufs neue zu einer Pilgerfahrt, um das Wohlgefallen der Götter zu erringen, welche

Selbstverleugnung und Strapazen auch damit verbunden sein mochten. Sie schloß sich einer Gesellschaft von Fakiren, indischen Büßern, an, und schrie drei Jahre lang zu Kam; aber es war „keine Stimme noch Antwort“ da. Wenn irgend jemand die Gottheiten der Hindus kennen gelernt hat bis auf den Grund, so war es Chundra Lela; das Ende war, daß sie anfing, den Brahminenpriestern zu mißtrauen; sie konnte ihnen nachweisen, daß sie eher Lügner als heilige Leute seien.

Sie brachte ihre sämtlichen Götzenbilder in das Haus einer Frau von geringer Kaste und sagte: „Ich kann diese Dinger nicht mehr anbeten; ich habe sie nun manches Jahr hindurch verehrt mit Angst meiner Seele — alles war vergeblich. Ich werde nie wieder solche Torheiten begehen. Wenn irgend etwas Wahres in unserer Religion wäre, so hätte ich es gefunden.“

Mittlerweile hatte sie die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht, welches christlichen Unterricht bekam. Sie kaufte sich auch eine Bibel und las in dem Buche Gottes Tag und Nacht; bald liebte sie es so sehr, daß sie ihr Glück kaum zu fassen mußte, diesen Schatz der Worte des ewigen Lebens entdeckt zu haben. Sie fand darin Jesum und in Ihm Heil und Frieden mit Gott.

Nach einigen Wochen weiteren Forschens und Lernens war ihr Herz entschlossen, nun Christin zu werden. Sie vergaß alles, was hinter ihr lag und besprach sich nicht weiter mit Fleisch und Blut. Chundra Lela wurde getauft und bekannte ein gutes Bekenntnis. Sie ging nun den Weg des Glaubens und überwand alle Hindernisse durch göttliche Energie und freudige Hingabe an Ihn, der ihre trostlose Seele zum ewigen Leben und Frieden gebracht hatte. Wo sie als Wallfahrerin bekannt gewesen war, dahin trug sie nun die Friedensbotschaft.

Unter den vielen, die sie zu Jesu, ihrem Herrn, bringen durfte, war auch ihr eigener Bruder. Als er krank wurde, pflegte sie ihn sorgfältig. Wir lesen darüber:

Eines Tages rief er Chundra Vela zu sich und sagte: „Schwester, ich glaube an Jesus, den Heiland. Glaubst du, daß Er mich annehmen und erretten wird?“

„Gewiß, Bruder; deswegen ist Er gerade gestorben, damit Er dich und alle Menschen erlösen könnte.“

„Wirklich, du glaubst es, Er starb auch für mich?“ sagte er ernst. „Ich möchte nun so gern mit meiner Familie nach Midnapore gehen, mich christlich unterrichten zu lassen und dann dort getauft zu werden; aber ich fürchte, ich werde nicht so lange leben, um das tun zu können. Ich fühle, daß meine Tage gezählt sind, aber ich möchte doch als Christ sterben. Also du glaubst ganz gewiß, daß Jesus auch mich annehmen wird?“

„Ja, lieber Bruder, ich weiß es, Er nimmt dich jetzt an, so wie du bist. Willst du Ihm nicht gleich jetzt völlig vertrauen?“

„Das will ich, und ich glaube, daß Jesus mein Heiland ist. Er hat auch mich errettet. O, wenn ich nur auch getauft werden könnte!“

„Es sind aber keine Diener Christi hier; nicht einer ist im ganzen Lande“, sagte Chundra Vela traurig, „und wie sollte ich einen von weit herholen?“

„Das kannst du nicht“, erwiderte der Sterbende, „soviel Zeit darf nicht verloren gehen. Aber Vela, du bist eine Christin, und du konntest mir das Evangelium verkündigen. Warum konntest du mich nicht taufen? Ich möchte als Christ sterben, der auf den Tod seines Erlösers getauft ist!“

Chundra Vela dachte einen Augenblick nach und sann und sah in das Gesicht ihres geliebten Bruders, für den sie so lange und heiß gebetet hatte, der nun in den Armen Jesu lag. Dann sagte sie: „Gewiß wird mir Gott das erlauben. Wenn ich alle möglichen priesterlichen Dienste vor heidnischen Gottheiten verrichtet habe, so werde ich durch des wahren Gottes Gnade an dir diesen Dienst tun dürfen.“ Sie verließ ruhig das Zimmer und kehrte mit einer messingnen Schale voll Wasser zurück. Sie kniete

nun an ihres Bruders Bette nieder und betete inbrünstig zu Gott, der sie so herrlich geführt und gerettet und nun auch ihr Gebet für den Bruder erhört hatte. Dann nahm sie das Wasser, tauchte ihre Hand hinein und übergoß damit ihres Bruders Haupt, indem sie sagte: „Mein Bruder, ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heil. Geistes. Amen.“ Sie neigten beide ihr Haupt stillschweigend, und es schien ihnen als ob die Engel, ja der Herr selbst um das Lager her war und den Raum mit Himmelsglanz und Frieden erfüllte, dort inmitten einer heidnischen Nation.

Als sie sich erhob, sah sie ein friedevolles Lächeln auf ihres Bruders Gesicht, der glücklich war, auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft worden zu sein. Einige Tage später schon entschlief er selig in Jesu.

7.

Wie ein Mekka-Pilger Frieden fand.

Seit Adams Fall lebt der unversöhnte Mensch in Unruhe. Die Sünde hat ihm den Frieden geraubt, den er einst im Paradies in der Gemeinschaft mit Gott genoß. So geht er denn unstill umher, vielfach gequält und gepeinigt vom bösen Gewissen, das durch keine religiöse Übung, keine Gebete, keine Worte, noch Tränen zum Schweigen gebracht werden kann. Nein, wahre Ruhe und Frieden gibt nur Jesus, der Sohn Gottes. „Er hat durch das Blut Seines Kreuzes Frieden gemacht“, und hat ihn nach Seiner Auferstehung den Seinen verkündigt: „Frieden lasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch!“ Er nimmt dem bußfertigen Sünder, der im Glauben naht, alle Schuld weg, reinigt sein Gewissen und füllt sein Herz mit himmlischer Ruhe.

Diese Ruhe suchte auch unlängst ein muhammedanischer

Pilger, der nach Mekka, Medina, Bethlehem u. a. Orten wanderte, wo die Heiligtümer seiner Religion stehen. Er war der Sohn eines gut bekannten Scheiks (arabischen Führers), hatte sich von seiner frühen Jugend eifrig bemüht, durch Kasteiungen, Fasten, Beten und Hersagen des Namens seines Gottes „Allah“ die Gunst desselben zu erwerben. Nach vielen Jahren fruchtlosen Bemühens entschloß er sich, eine große Wallfahrt zu machen; denn er dachte, in jenen heiligen Städten seiner Religion eine Antwort zu finden auf die immer wiederkehrende Frage: „Wie erhalte ich Ruhe für mein Herz und Frieden für mein Gewissen?“

Als er in Mekka, der Geburtsstätte Muhammeds, der Hauptwallfahrtsstätte der Muhammedaner, ankam, besuchte er die heiligen Gräber, küßte den „heiligen schwarzen Stein“) und sammelte nach Vorschrift 49 Steine, größer als eine Erbse, aber kleiner als eine Bohne. Diese schleuderte er, zu je sieben, gegen die Säule des „Großen Teufels“, indem er ausrief: „Im Namen Gottes, des Allmächtigen, tue ich dies und aus Haß gegen den Teufel und zu seiner Schmach.“ Nach vielen Monaten mühevoller Wanderung von Heiligtum zu Heiligtum, wo er überall mit rührender Ausdauer sich den vorgeschriebenen Zeremonien unterwarf, erreichte unser Held Port Said und löste eine Fahrkarte nach Kairo.

„Zu Ismalia“, so erzählt der Pilger selbst, „wurde mein Herz sehr beunruhigt, und ich sagte zu meinem Begleiter: „Mir ist, als sollten wir von hier nach Suez fahren.“ Mein Freund entgegnete: „Warum nach Suez? dort ist nichts für uns zu holen“, und er widersetzte sich sehr meinem Plan. Ich jedoch beharrte bei meinem Entschluß, gab meine Fahrkarte zurück und löste eine andere nach Suez, obwohl ich nicht wußte warum, ausgenommen, daß eine gewisse Macht mich dorthin zog. In Suez angekommen,

*) Ein dunkler Meteorstein, etwa 7 Zoll dick, der dort im „Heiligtum“ einige Fuß über der Erde eingemauert ist, doch so, daß er etwas freiliegt, zu dem schon vor Muhammed viele Wallfahrterten, der aber seit Muhammed in besonderer Weise als heilig verehrt wird.

wanderte ich planlos durch die Straßen der Stadt. Da gewahrte ich eines Tages einen offenen Laden, an dessen Fenster ein Plakat hing, darauf die Worte standen: „Kommet her zu Mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und Ich werde euch Ruhe geben.“ — Ich war erstaunt und sagte zu meinem Freund: „Wer kann wohl der Besitzer dieses Geschäftes sein? Niemand sollte solche Worte gebrauchen und solche Einladung ergehen lassen, als Allah (Gott) allein.“ Mein Freund antwortete: „Weißt du nicht, daß wir hier im Lande der Pharaonen sind? Der Mann ist sicher sehr aufgeblasen wegen seines Reichthums und seiner Größe, und daher spricht er so prahlerische, stolze Worte.“

„Wir gingen weiter, aber jene wunderbaren Worte haften in meinem Herzen; ich konnte sie gar nicht wieder los werden und sagte: „Ich muß den Mann fragen, ob er den Mühseligen Ruhe gibt.“ Am Nachmittag ging ich nach jenem Laden zurück, aber das Plakat war fort. Mein Gefährte suchte mich nun von meinem Vorhaben, der Sache mit dem Plakat und seinen Worten auf den Grund zu kommen, abzubringen, ich entgegnete ihm aber, daß ich nicht eher von Suez abreisen würde, bis ich Aufschluß über jenen Mann erhalten habe, der den Mühseligen Ruhe verheiße. Denn ach! ich bedurfte der Ruhe des Herzens so sehr.

„So faßte ich denn eines Tages ein Herz und trat in den Laden ein und fragte die beiden anwesenden Herren, was sie zu verkaufen hätten. Sie zeigten mir nun ein Neues Testament und gaben mir zu verstehen, daß sie eine Niederlage der Heiligen Schriften, das heißt des ewigen Wortes Gottes hätten.

„Mit schlecht verhohlenem Eifer forschte ich nach dem Inhalt des dargebotenen Buches Gottes und befand mich bald in einer tiefen Unterhaltung mit den beiden Männern. Mein Freund suchte mich zwar an jedem weiteren Forschen zu hindern, ich aber las drei Tage lang, fast ohne zu essen und zu schlafen, in dem kostbaren Buche, trotz des heftigen

Widerspruchs meines Begleiters, der mich zuletzt in hellem Zorn verließ. Ich aber wurde durch das Wort, das ich las, in die Gegenwart Gottes geführt, erkannte da die verborgene Ursache meines Herzeleids: meine große Schuld und Sündhaftigkeit. Aber ich kam auch in die Gegenwart Dessen, der die Mühseligen zu sich ruft und ihnen wahre und ewige Ruhe gibt. Gott führte mich zu Jesu, und ich konnte bald glauben, daß Er auch alle, alle meine Sünden auf ewig getilgt habe. Mein Gewissen fand Frieden, und mein Herz fand Ruhe im Blick auf Ihn, der einst am Kreuze für mich starb, und dessen Blut von allen Sünden reinigt.“

8.

Wie ein jüdischer Arzt zum Heiland kam.

Dr. M. R. war in London von wohlhabenden jüdischen Eltern geboren. Seine Eltern waren äußerlich rechtschaffene Leute, denen aber jedes tiefere religiöse Bedürfnis fehlte, und die deshalb alle Gebräuche ihres Volkes verrichteten, ohne weiter nach ihrer Bedeutung zu fragen. Ihrem reichbegabten Sohne gaben sie eine gute Erziehung und scheuten kein Mittel, ihn zu einem tüchtigen Manne auszubilden. Was Wunder, daß der junge R. sich in die Irrgänge des modernen Judentums vertiefte und zuletzt ein vollständiger Skeptiker wurde, der jede Offenbarung für eine Erfindung kluger Priester erklärte. Trotzdem trug er als ein trauriges Erbteil von seinen Vätern her einen ganz besonderen Haß gegen die christliche Religion in seinem verödeten Herzen und übergoß alles, was damit in Verbindung stand, mit der bitteren Lauge seines scharfen Spottes. Er hatte Medizin studiert und meinte, als ein Naturkundiger, mit um so größerem Rechte, auf den „Aber-

glauben“ herabblicken zu dürfen, von dem er sich in der Christenheit von allen Seiten umringt glaubte.

Aber Gott dachte an des jungen Mannes Seele und tastete seinen Leib an. Daß sich bei ihm sehr bald unzweideutige Anzeichen der furchtbaren Lungenkrankheit einstellten, mußte Dr. R. nach einigem Sträuben selbst erkennen. Der unglückliche Mann wurde kränker und kränker, sodaß man ihm zu einer Seereise und einem längeren Verweilen in dem wärmeren italienischen Klima riet. Allein es war zu spät. Einem kurzen Aufklackern der sinkenden Lebenskraft folgte ein um so schnellerer Verfall der Kräfte. Zulezt konnte der Arzt es sich nicht mehr verhehlen, daß er bald der ernstesten Krankheit erliegen müsse. Da er glaubte, daß mit dem Tode jegliches persönliche Dasein aufhöre, so erschütterte ihn der Gedanke daran nicht besonders; ihm gebühre, wie er meinte, dem Unvermeidlichen gegenüber nur ruhige Ergebung. Nur ein Wunsch erfüllte seine Seele, nämlich das sehnliche Verlangen, im Schoße seiner Familie sterben zu dürfen. „Nach Hause! nach Hause!“ so rief es unaufhörlich in seinem Herzen.

Er sollte nach Hause kommen, aber in einem höheren Sinne.

Bei seinem Suchen nach einer passenden Gelegenheit zur Heimreise fand er ein zunächst nach London bestimmtes Schiff unter englischer Flagge, welches zur Abfahrt im Hafen von Neapel bereit lag. Schon nach einigen Tagen wurden die Anker gelichtet, und das Schiff fuhr der Heimat entgegen.

Kapitän G., ein erfahrener Seemann und zugleich gläubiger Christ, sah mit tiefem Mitleid die deutlichen Vorboten des Todes in dem bleichen Antlitz und der hinfälligen Gestalt des jüdischen Arztes. Sein Herz drängte ihn, dem jungen Manne näher zu treten und mit ihm, der sich so sehr nach seiner irdischen Heimat sehnte, von der ewigen Heimat zu reden. Aber er wußte, daß es auch hier gelte, der Führung Gottes zu folgen, und er wartete darum auf Ihn.

Nur wenige Tage konnte Herr R. auf Deck bleiben, um die frische Seeluft zu genießen. Bald zwang ihn tödliche Mattigkeit, das Bett in seiner Kajüte aufzusuchen. Als er nun so allein da lag, fern von den Seinen, ohne Eltern und Geschwister, selbst ohne einen Freund, und die Stimme seines Herzens ihm sagte: du mußt sterben, sterben! — da überkam ihn oft das wehmütige Gefühl seiner Verlassenheit und einer inneren Dede und Leere, gegen welche die hohlen Phrasen seiner Philosophie ihm keinerlei Hilfe gewährten. Es wollte ihm nicht mehr gelingen, innerlich so ruhig zu sein, als er äußerlich schien. Die von ihm zur Schau getragene Ergebung wurde immer mehr zur bloßen Maske.

Da trat Kapitän G. an des Sterbenden Lager. Der gläubige Christ fühlte, daß er jetzt reden müsse und fing an, mit seinem Passagier über seinen inneren Zustand zu sprechen. Das aber erschien dem armen Manne wie ein heimtückischer Angriff, dem er den ganzen Stolz seiner Philosophie entgegensetzte, und den er darum mit hochmütiger Verachtung zurückwies. Als Kapitän G. sich nicht sofort aus dem Felde schlagen ließ, ja sogar den Namen des Heilandes nannte, da entbrannte der ganze Grimm des kranken Israeliten in hellen Flammen, sodaß er dem „Nazarener“ mit schmähhlichen Worten fluchte. So lag er ohne Hoffnung für Zeit und Ewigkeit.

Die Macht der Fürbitte.

Aber die göttliche Liebe glaubt und hofft alles, wie sie auch alles duldet. Kapitän G. wußte, was ihm zu tun übrig blieb. Er ging in seine Kajüte und betete um die Seele des Sterbenden, betete aus inbrünstiger Liebe in starkem Glauben. Sollte Gott Seine Auserwählten nicht hören? „Alles, was ihr den Vater bitten werdet in Meinem Namen, das wird Er euch geben,“ hat Er selber gesagt, der Erlöser. Aus seiner Kajüte begab sich unser Kapitän wieder in die Kabine des Sterbenden; dort kniete er nieder

und betete ein Gebet des Glaubens, der Berge zu versetzen vermag. Da wurde der junge Israelit ruhiger, sodaß er den Worten des Kapitäns still und aufmerksam zuhörte, ja, zuletzt gestattete, daß ihm aus dem Alten Testament vorgelesen wurde, aber ausdrücklich nur aus dem Alten Testamente. Kapitän G. nahm seine Bibel und las aus Jesaias 53 von „dem Allerverachtetsten und Unwertesten“, der „um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zer schlagen wurde“, von dem Lamm, das für uns „zur Schlachtbank geführt wurde, auf dem unsere Strafe lag, damit wir Frieden hätten und heil würden durch Seine Wunden.“ Da schmolz das Eis, welches lange Jahre hindurch des armen Jünglings Seele unpanzert hatte; der Sterbende fing an zu weinen wie ein Kind. Den Tränen des erregten Gefühls folgten bald die Tränen der Buße, das demütige Bekenntnis des Glaubens und der Friede Gottes über alle Vernunft. „Der Wind weht, wo er will, und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt; also ist ein jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist.“ (Joh. 3,8.) Der Kapitän hat später erklärt, daß die Bekehrung dieses Israeliten das größte Wunder der göttlichen Gnade gewesen sei, das er jemals zu schauen gewürdigt worden wäre. Er mischte seine Tränen mit denen des Sterbenden und brachte alle seine Zeit bei ihm zu, so weit es seine Seemannspflicht ihm erlaubte. Noch oft las er ihm aus dem Neuen Testament vor, während der ehemalige Ungläubige an seinen Lippen hing und mit durstiger Seele vom Wasser des Lebens trank. Oftmals bat er: „Kommen Sie, lieber Kapitän, lesen Sie das schöne Kapitel noch einmal!“ So verflossen noch eine ganze Reihe von Tagen, während deren der Sterbende leiblich immer mehr verfiel, aber innerlich erstarkte und wie verklärt wurde. War früher sein Unglaube von außerordentlicher Art gewesen, so jetzt die Kraft seines Glaubens und die innige Freude seines Herzens in Jesu, seinem Erlöser und Herrn.

Eines Abends saß der Kapitän an seinem Bett und redete mit ihm. Da überzog mit einem Male die Blässe

des Todes das abgekehrte Antlitz, und der Puls schlug immer langsamer. Mit schwacher Stimme bekannte der sterbende Arzt: „Nun ruht meine ganze Hoffnung in meinem teuren Heilande.“ — Mehr zu sagen, vermochte er nicht; denn „die silberne Schnur zerriß und die goldne Schale ward zerschlagen und der Eimer zerbrach am Quell.“ (Pred. 12,6.)

Noch zog ein Lächeln voll Friede und Freude über das blasse Gesicht, der Sterbende hob die Hand, seufzte noch einmal tief auf und — war bei Jesu, seinem Herrn.—

„O, Tod, wo ist dein Stachel! o, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gibt durch unseren Herrn Jesum Christum!“ (1 Kor. 15,55.57.)

9.

Wie ein jüdischer Rechtsgelehrter Christum fand.

Joseph Rabinowitz, ein bedeutender jüdischer Anwalt in Kischinew, in Rußland, der zum Wohle seines Volkes viel Gutes getan hatte, wofür ihn dasselbe verehrte, wurde nach einer furchtbaren Judenverfolgung gedrängt, nach Palästina zu reisen, um dort eine Gegend zu suchen, wo die Vertriebenen eine ruhige Heimstätte finden könnten. Kurz vor seiner Abreise übergab ihm ein ernster Christ ein Neues Testament; das sollte er mitnehmen, um darin wertvolle Belehrung über die wichtigsten Orte in Palästina zu finden. Zu diesem Zwecke nahm Rabinowitz es auch an.

Als R. im heiligen Lande war, besuchte er Bethlehem und las, was im Neuen Testamente darüber gesagt wird. Dasselbe tat er während seines Aufenthaltes in Jerusalem. Er stieg auf den Ölberg, setzte sich nieder und betrachtete mit tiefer Behmut das in Schutt und Schmutz liegende Jerusalem. Schmerzliche Fragen wurden in seinem Herzen wach: „Warum ist die Königsstadt, in welcher der Tempel

Gottes stand, woselbst Gott sich in so wunderbarer Weise offenbart, seit so langer Zeit ein Trümmerhaufen? — Warum ist Israel, das auserwählte Volk, seit so langer Zeit heimatlos? Warum zerstreut in allen Ländern, ein Spott und Hohn der Völker?“ Er betrachtete auch den Ort, wo Christus gekreuzigt wurde, öffnete das Neue Testament, um die Leidensgeschichte zu lesen. Indem er sie las, wurde es ihm durch die Wirkung des Heiligen Geistes klar, daß der Gekreuzigte kein anderer war und ist, als der, von dem alle Propheten geweissagt haben, besonders aber der Prophet Jesaja im 53. Kapitel. Er sah, daß Jesus um unserer Missethat willen zer schlagen wurde, auf daß wir durch Seine Wunden Heil und Frieden hätten. Er erkannte die erlösende Liebe Christi, und nun sagte er: „Jetzt sehe ich die Antwort meiner Fragen; jetzt sehe ich, daß der Schlüssel zu diesem Lande nicht in den Händen eines Rothschild oder irgend eines irdischen Königs liegt, sondern allein in den durchgrabenen Händen unseres Messias Jesus. — Er allein ist der Weg zum Frieden für uns und zur Seligkeit; nicht ein neues Land, sondern vor allem ein neues Herz hat mein armes Volk nötig.“

Mit dieser Botschaft kehrte Rabinowitz in seine Heimat zurück. Alle seine früheren Freunde wurden seine Gegner. Doch dieser Sturm der Feindschaft legte sich, und viele scharten sich um ihn und hörten von seinen Lippen zu ihrem Heil das Evangelium von der Liebe Gottes in Christo Jesu, die auch ihn besiegt hatte.

Viele Jahre hindurch verkündigte der ehemalige jüdische Rechtsanwalt, von Christi Liebe gedrungen, unter Gottes Segen das Evangelium in einer besonderen Halle in seiner Vaterstadt. Auf der Halle stand als Inschrift in russischer und hebräischer Sprache das Wort, welches der Apostel Petrus einst den ungläubigen Juden zurief: „Das ganze Haus Israel wisse nun zuverlässig, daß Gott Ihn sowohl zum Herrn als auch zum Christus gemacht hat, diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt.“ (Apostelg. 2, 36.)

Vor etlichen Jahren ist Rabinowitsz nach einem gesegneten Leben in Frieden entschlafen. Seine Kinder und Schwiegersöhne wurden durch Gottes Gnade auch gläubig an den Herrn Jesum. Die Gnade Gottes hatte sich an ihm und durch ihn verherrlicht.

10.

Sternen- und Sonnenlicht.

In Birmah in Asien fand ein heidnischer Eingeborener ein Psalmenbuch, welches ein Reisender verloren hatte. Der Heide war des Lesens kundig; er machte sich daher daran, das ihm unbekanntes Buch zu lesen, und ehe er es noch durchgelesen hatte, entschloß er sich, dem Götzendienste zu entsagen und warf seine Götzenbilder fort. Zwanzig Jahre lang verehrte er den ewigen Gott, wie Er in den Psalmen geoffenbart ist, und benutzte den 51. Psalm, den er auswendig gelernt hatte, als sein tägliches Gebet. Dann aber traf er mit einem Missionar zusammen, welcher ihm ein Neues Testament gab. Mit unaussprechlicher Freude las der Eingeborene nun zum erstenmale die Erlösungsgeschichte und lernte den Herrn Jesum, den Heiland der Welt, als seinen Erlöser kennen. Seine Freude und sein Jubel kannten keine Grenzen, und frohlockend rief er aus: „Bis jetzt bin ich beim Sternenlicht gewandert; aber jetzt ist mir die Sonne aufgegangen!“

Teurer Leser, der du in diesen Geschichten überall den wunderbaren Wegen und Führungen Gottes mit Seinen Menschenkindern begegnet bist, solche gewiß auch selbst schon mannigfach in deinem eigenen Leben erfahren durftest, sage, in welchem Lichte wandelst du? Und wohin führt dein Weg?
